

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Marokko	339
Liberales oder demokratisches Wahlrecht? Von Wilhelm Hasse	359
Itmarl. Von August Strindberg	366
Um den Quellen des Eitumms. Von Joseph Carducci	370
Das Stammkapital der Reichsbank. Von Leon	374
Riaulfdou. Vom Grafen Graf zu Reventlow	377

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 825 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Telegramme: UIRICUS.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.

BERLIN DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GRASSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-6.



Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unsern 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

„Züst“ München

Clemensstr. 27

„Züst“ Berlin

Unter den Linden 42

„Züst“ Stuttgart

Königstr. 14



Berlin, den 7. September 1907.

Maroffo.

Drei Brüder.

Muley Hassan hat fast einundzwanzig Jahre lang als geistliches Oberhaupt über das heilige Land des Erdwestens geherrscht. Noch im vorletzten Jahr seiner Regierung schrieb, am einundzwanzigsten Juli 1892, Sir Charles Guan Smith, Englands Gesandter, aus Tanger an Lord Salisbury: „Auf den Sultan hat kein europäischer Gesandter auch nur den geringsten Einfluß. Keiner hat bisher solchen Einfluß gehabt. Keiner wird ihn je haben. Man darf als sicher betrachten, daß der Sultan alle europäischen Gesandten unausstehlich findet und alle, ohne Ausnahme, mit der selben Gleichgiltigkeit behandelt, wenns ihm nicht gerade in den Kram paßt, einen gegen den anderen auszuspielen.“ Smith war, als Greens Nachfolger, nach Fez geschickt worden, um einen anglo-marokkanischen Handelsvertrag vorzubereiten (der Führer seiner Escorte war der Schotte Maclean, den Kaisuli jetzt in die Falle zu locken verstand); hatte in der Residenz, wo der Sultan ihn zweimal zu langer Audienz empfing, Auge und Ohr aufgethan; war nach zwei Monaten aber ohne Vertrag wieder abgereist. Nichts zu machen. Wenn Alles zur Unterzeichnung fertig schien, schlug der Maghzen vor, ein Wort zu ändern: und die Schacherlomoedie fing von vorn an. Alte Orientalemethode. Die Muley Hassan noch zeitgemäß fand. Draußen hielt man ihn, der Würdenträger mit Friedensbotschaft an die europäischen Höfe geschickt und dem Deutschen Reich ein Handelsabkommen bewilligt hatte, für einen verträglichen Herrn; auch in London, bis Smiths Bericht im Foreign Office eintraf. Drinnen wußte man, daß er die Christen verachte und hasse, wie der echte Mohammedaner den Rumi verachten und hasßen soll. Wußte aber auch, daß seine Macht nicht

weit reiche. Wenn er sie im Norden gesichert glaubte, erwies sie sich im Süden als morsch; wenn er Fez beruhigt hatte, begann in Marakesch (Marokko) der Aufruhr. Wer den Scherifenthron wahren wollte, mußte leben wie ein kriegerischer Kapetinger. Immer bereit sein, aufs Roth zu steigen, um einen rebellischen Stamm zu strafen, und morgen die Mahalla wieder gegen den Feind zu führen, der gestern auf Zahre hinaus besiegt schien. Muley Hassan hats gethan. Ein Soldat. Ein Bronzekeil ohne Nerven, dem auf dem Rücken seines Pferdes so wohl war, wie im Arm der heißesten Haremöfrau. Er hatte gehofft, das Kaiserreich Marokko aus einem geographischen Begriff in eine politische Realität wandeln und als souverainer Landesherr, nicht nur als geistliches Oberhaupt, thronen zu können. Starb aber, ehe dieses ferne Ziel erreicht war, im Frühling 1894 auf einem Strafzug in der Gegend von Tabla.

Starb, ehe der Nachfolger bestimmt war. Das Thronerbrecht ist im Reich der Scherifen nicht durch ein festes Gesetz geregelt. Der Sultan, der eher ein Dalai Lama oder Papst als im Europäerinn ein Kaiser ist, darf unter seinen Söhnen zum Thronfolger Den wählen, der ihn der tauglichste dünkt; der Erbe der Baraka, des göttlichen Funkens. Auch das Volk kann, wenn es sich stark genug fühlt, mitreden und einen Marabut, einen Heiligen Mann, niedrigster Abkunft kuren. Der Reinste, Weiseste, dem Gott des Korans Ergebenste soll des höchsten Priesteramtes walten. Muley Hassan hinterließ drei Söhne, an die für die Nachfolge zu denken war: Muley Mohammed, Muley Hafid, Muley Abd ul Aziz. Welcher soll Sultan sein? Der Jüngste, sprach Ba Achmed, einer der am Hof Mächtigen; und dachte dabei: Der bleibt mir am Längsten unter der Fuchtel. Den Namen des neuen Herrn mußte das Volk zugleich mit dem Tode des alten erfahren. Also wurde Muley Hassans toter Leib mit Kräuterstäften gesalbt, geschminkt, aufs Pferd gebunden und, wie ein lebender, in feierlichem Zug nach Rabat geleitet, in die zwiefach ummauerte Heilige Stadt der Kaisergräber. Inzwischen war Zeit gewesen, Eilboten nach Fez zu schicken und für die Thronfolge Alles klug zu ordnen. Am siebenten Juni 1894 vernahm der Maghreb, daß Muley Hassan gestorben, Muley Abd ul Aziz Sultan geworden sei. Vernahm auch, daß der Vater selbst just diesen Sohn, das Kind einer schönen und zärtlich geliebten Tischerkessin, früh als den Erben der Baraka erkannt und für den höchsten Sitz im Belad el Maghzen ausersehen habe. War er nicht sorgfamer erzogen worden als seine Brüder? Hatte der Vater ihn nicht schon durch den Namen als den Mann Gottes bezeichnet? Niemand widersprach. Regierung und Hof, Chorfas und Marabuts huldigten dem neuen Sultan und mit dem Jubelruf lenzlicher

Hoffnung grüßte ihn die Stimme des Volkes. Ba Achmed hatte für Alles schlau vorgesorgt; und war als Großvezier nunder gewaltigste Mann im Scheichentum. Die älteren Brüder des Sultans wurden eingesperrt. Der kaum Sechzehnjährige mußte vor Anschlägen geschützt werden. Ging aber bald an, gefährliche Fehler zu machen. War sein Vertrauter von England gekauft? Sir Arthur Nicolson, der 1895 Smith ablöste, setzte seine Wünsche in Bezug immer durch. Maclean, den die Königin Victoria adelte und zum Hofenbandritter ernannte, bekam das Kommando der Reiterei. Ein maurischer Britengünstling, der sich aus London auch the most noble order of the Garter geholt hatte, wurde Generalissimus. Als nach Faschoda die Gefahr eines franko-britischen Krieges nah schien und die Admirale Ihrer Majestät offen von der Möglichkeit sprachen, bald in Algerien zu landen, galt Marokko als sicherer Flottenstützpunkt; von dort aus, hieß es, zünden wir in Algerien ein Feuer an, dessen Qualm die Franzosen rasch austräuchern wird. So sah es aus, als Abd ul Aziz noch nicht vier Jahre lang auf dem Thron saß. Und seitdem ist es nur schlimmer geworden. Der Machtbereich des Sultans hat sich verengt, nicht erweitert. „Der Vater war ein Krieger; der Sohn ist ein Schwächling. Der Vater foppte die Fremden; der Sohn läßt sich von ihnen gängeln. Der Vater war bis zum letzten Hauch dem Propheten treu; der Sohn ist ein Rastrani (Europäer) geworden.“ In Nord und Süd hörte man. Wo war Abd ul Aziz je an der Spitze einer Mahalla zu sehen? Nach langem Zögern schickte er wohl eine Strafexpedition gegen unbotmäßige Stämme; erwieß der Feind sich als stärker, dann gab der Sultan nach. Saß, zwischen seinen dreihundert Weibern, im Harem und war selig, wenn ihm vom Balkan oder aus der Krim neue Lärzerinnen geschickt wurden. Vergnügte sich von früh bis spät an Europäerpielzeug. Fahrrad, Mikroskop, Kinetoskop, Kinderstubeneisenbahn: Das ist sein Zeitvertreib. Dafür und für Weiber vergeudet er Schätze. Wer dem weichen, wollüstigen Knaben solchen Land schafft, kann Alles erreichen; auch gegen das Gebot des Propheten. Deshalb herrscht heute der Fremdling im Maghreb. Ein Scheich, der gemartert und dann gefragt wurde, warum sein Berberstamm sich gegen die Regierung erhoben habe, gab die trostige Antwort: „Wir sind aufgestanden, weil der Sultan Marokko den Engländern verkauft hat.“ Das war schon ums Jahr 1900 Dessen öffentliche Meinung. Die Zeitstimmung schien für einen Mahdi reif. Allah mußte einen Starken schicken, der die Ungläubigen vernichtete, die Güter nach gerechter Saßung verteilte und das Reich des Muselmanenglaubens auf festere Grundlage stellte. Noch kam er nicht. Schon aber tauchten Roghîs (Prätendenten) auf. Seit fast fünf Jahren

zieht der Roghi Bu Hamara durchs nordöstliche Grenzland. Ich, spricht er, bin Muley Mohammed, Hassans ältester Sohn; bin dem Kerker entflohen und komme, als rechter Erbe das Reich von einem feigen Tyrannen zu erlösen. Der Maghzen wehrt sich gegen den Verdacht; zeigt, hinter Bitterstäben, Muley Mohammed einer Abgeordneten-schaar. Die soll dem Volk dafür bürgen, daß der Roghi nicht Hassans Ältester ist. Wer aber würde Den heute noch erkennen? Und wer bürgt für die Bürgen? Bu Hamara hält sich in der Gegend zwischen Fez und Udja und keiner Mahalla gelingt's, ihn außs Haupt zu schlagen. Die Zahl der Stämme, die ihm anhangen, steigt. Und auch im Süden kommt das Land nicht mehr zur Ruhe. Damit das unheilvolle Schauspiel solcher Prätendentschaft sich nicht erneue, wird Hassans zweiter Sohn, Muley Hafid, in Freiheit gesetzt. Seit dem Jahr 1902, wo Fez zur einzigen Residenz der Alidendynastie wurde, haust er als Statthalter des Bruders in Marakesch. Der ist dankbar, dachte der Hof. Der bricht dem Sultan niemals die Treue. So schiens auch. Hafid gab sich als zuverlässigsten Lehnsman des Sultans und versagte sich standhaft, noch nach der Ermordung Mauchamps, der Versuchung, gegen Abd ul Aziz als Thronwerber aufzutreten. Gewinnt, schon weil er dem Vater ähnelt, nach und nach aber unter Mauren und Südberbern Anhang.

Auf Ba Achmed war Ben Eliman gefolgt. Der, hieß es, ist nicht, wie sein Vorgänger, mit englischem Geld gekauft; aber mit französischem. Der thut ja Alles, was der algerische Nachbar ihm vorschreibt. Dafür zeugen auch das franko-britische und das franko-spanische Abkommen. Die Deutschen sollen uns helfen? Sind Rumis wie die Anderen. Und wer weiß, ob sie zu solchem Werke Kraft genug haben? Die Paschas, Raids, Scheichs werden von Mond zu Mond selbständiger. Raifulis Beispiel lockt Manchen in ein üppiges Brigantenleben. Algesiras sichert den Sieg der Franzosen. Was ist nun noch zu hoffen? Nichts, so lange Abd ul Aziz regirt. Der ist ja nicht einmal stark genug, einen Banditen zu zügeln. Muß ihm die Herrschaft über Tanger lassen und froh sein, wenn er da still sitzt. Als Mauchamp getölet ist, hißt Frankreich in Udja die dreifarbigte Fahne. Niemand wehrt ihm. Was war Guer Schwarz von deutscher Hilfe? Eine Fantasia. Gaukelspiel ohne Bedeutung. Der Sultan schwankt und zagt, zaudert und plaudert, regt sich aber nicht kräftig. Sacht glimmt der Funke weiter. „Verrathen sind wir; verkauft. Vom Atlas bis zur Küste wird morgen, an zwei Meeren, der Fremde befehlen, wenn wirs nicht hindern.“ Da wird Casablanca beschossen und die Ruhe toter Marabuts gestört: und in Wirbeln flackert die Brunst auf. Auch Muley Hafid ist nun zum Abfall bereit. In Marakesch ruf ihn der Muezzin nach dem Morgengebet zum

Sultan aus; und nach ein paar Tagen hat sich im Südchaos eine Mehrheit für ihn erklärt. Im Norden läuft der Name Muley Mohammed von Mund zu Mund; und Niemand vermag zu sagen, ob der angeblich noch eingekerkerte Prinz, ob der Roghi gemeint ist. Einem Zauberer (Ma el Minin), einem fremdenfeindlichen Pascha (Ma es Salam) strömt Gefolgschaft zu; und Kaisuli spottet der Widersacher. Ueberall langt das aufgeschreckte, fanatisirte Volk nach einem Haupt, einem Heiligen Mann, der in Lebensgefahr dem Islam des Westens Führer und Retter sein könnte. Hafid scheint einstweilen der Stärkste der drei Hassansprossen. Ein härtiger Krieger, kein fahler Weibeknecht. Ein strenggläubiger Musulman, nicht ein Kasrani, der das geweihte Haus der Ahnen mit dem Teufelkram der Europäer verunreinigt. Sah! Ihr ihn zu Koh? Des Vaters Haltung. Aus seinem Blick strahlt die Baraka. Doch die Stammeshäupter sind im Lauf der Jahre mißtrauisch geworden. Sie wissen, daß sie von Abd ul Aziz nichts zu erwarten haben; fordern von seinem Nachfolger aber die Leistungprobe. Ist er der Mahdi, der ersehnte Meister der Schicksalsstunde, dann eint er die Stämme durch den Ruf zum Heiligen Krieg.

Der Heilige Krieg.

Seit den Tagen, da Gordon und Kitchener gegen den Mahdi Mohammed Ahmed zu kämpfen hatten, wird in Europa oft von dem Heiligen Krieg gesprochen. Doch ein klarer Begriff gefeilt sich dem Wort nicht. Der erste Ruf kam von Mekka. Da ist, nah beim Grab des Propheten, eine Schule, die ihre Zöglinge als Apostel des Islams hinaus'ickt. Hinaus in die Welt, die islamischer Anschauung in zwei Theile zerfällt. Das Gebiet der Gläubigen umfaßt Mekka und dessen Nachbarbezirk (wo kein Ungläubiger hausen, kein Thier athmen, kein Pflugshare die Scholle furchen darf), den Hedjaz, die nahen muslimischen Länder (wo der Kumi zwar drei Tage weilen, aber kein Haus haben und kein Grab finden darf), und die tributpflichtigen Länder (wo der Fremde, der einen Erlaubnißschein erlangt hat, wohnen darf). Mekka, Arabien, das ganze islamische Erdreich soll den Ungläubigen also gesperrt und nur durch besondere Erlaubniß zu öffnen sein. Der andere Theil der Erde scheidet sich wieder in zwei Theile. Länder, die durch Verträge dem Musulmanengebiet verbunden sind, bleiben ungefährdet, so lange sie den Erben des Propheten Steuer zahlen. Länder, die solche Verträge nicht abgeschlossen haben, sind zu bekämpfen, bis ihre Bewohner die Steuerpflicht anerkennen und sich zum Islam bekehren. Das ist Glaubensstheorie; die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild: und deshalb muß die Djehad, das Werk heiligen Eifers,

in der Stille, doch mit emsigster Kraft vorbereitet werden. Ihm hat jeder Mohammedaner sich zu widmen, sobald er mannbar geworden ist. In steter Bereitschaft müssen besonders die zum Waffendienst Auserwählten sein. Ein leiser Ruf: und die Djeihad beginnt. Der Heilige Krieg gegen die Christenheit.

Der Ruf muß von einem Iman, einem geweihten Führer, kommen. Frauen, Kinder, Kranke, Schwach sinnige, Sklaven und Schuldner brauchen ihm nicht zu folgen. Eine alte muslimische Legende behauptet, die Christenheit habe in ihren Kreuzzügen Frauen, Kranke und Schwach sinnige vor die Front geschickt, um die Söhne des Propheten, wenn sie dieses Zimmerhäuflein berannt oder vor ihm wichen, der Feigheit zeihen zu können. Damit solchen Frevels Versuchung den Gläubigen nicht nahe, bleiben Frauen, leiblich und geistig Kranke zu Haus. Sklaven und Schuldner, damit sie nicht im Getümmel verschwinden und ihre Herren und Gläubiger schädigen. Der Kampf darf nicht beginnen, ehe die Kumis dreimal aufgefördert sind, sich zum Islam zu bekehren. Zeigt sich die Stimmung des Feindes unsicher und ist auf Meuterei eines Truppentheiles zu hoffen, so darf der Iman nach der dritten Aufforderung noch eine Bedenkzeit gewähren; auf sein Haupt fällt aber die Schuld, wenn der Feind diese Bedenkzeit für sich nuzt. Die Vorschrift, nicht auf Heiligem Gebiet noch in den Heiligen Monaten je einen nicht durch Angriff erzwungenen Krieg anzufangen, ist mehr als einmal übertreten worden. Der Zweck des Krieges ist, dem Islam Bekenner, den muslimischen Reichen Gehorsam und Steuerleistung zu sichern. Er hat zu enden, wenn der Feind sich, freiwillig oder gezwungen, zum Propheten bekehrt oder den Frieden erkaufte. Die Summe hat der Iman zu bestimmen. Er kann auch (bis auf zehn Jahre hinaus) Waffenstillstand gewähren und hat unumschränkt über das Schicksal der Ungläubigen zu verfügen, die mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Darf sie töten oder frei lassen, in Sklaverei verkaufen oder gegen gefangene Mohammedaner austauschen. Wer sich zum Islam bekehrt, darf nicht getödet werden. Wer ungläubig stirbt, wird ohne Ehrenerweisung verscharrt. Die gefallenen Krieger des Propheten aber ziehen, als Märtyrer seiner großen Sache, ohne erst einer Läuterung zu bedürfen, ins Paradies ein. Die Beute, die während der Dauer des Kampfes gemacht wird, heißt Ganimat; die Beute, die erst der beendete Feldzug bringt (also auch Steuerleistung und Ertrag der Sklavenei) heißt Fai. Vier Fünftel des Ganimat werden unter die Soldaten vertheilt; vier Fünftel des Fai stehen dem Staatsschatz zu. Das letzte Fünftel der Gesamtbeute wird in fünf Theile getheilt, die dem Staatsschatz, den Nachkommen des Propheten, Waisen, Armen und Wesskapilgern zufallen. Vor

der Theilung werden Alle bedacht, die zwar nicht mitgefochten, sich aber um die gute Sache verdient gemacht haben. Die erbeutete Waffe gehört Dem, der beweisen kann, daß er den Träger niedergeworfen hat. Der Boden des eroberten Landes wird Eigenthum des Prophetenstaates. Bleibt das besiegte Land nach dem Friedensvertrag aber im Besitz der Rumis (die nun den Islam bekennen), dann haben sie der Centralmacht Kopfgeld und Vermögenssteuer zu zahlen. Im Heiligen Kriege gilt jedes wirksam scheinende Mittel.

Werden wirs erleben? Ist Muley Hafid der Meister der Schicksalsstunde? Er ward berufen, weil sein thronender Bruder den Fremden zu viel Raum und Einspruchsrecht ließ; weil er am Weihewerk des Propheten ein Beräther schien. Hafid, so hofft man, hat den Willen und die Faust, die unabhängigen, bis heute unzählbaren Stämme in eisernem Reif zusammenzuschmieden und die Europäer übers Meer zu jagen oder in Ghettos zu sperren. Also wills Allah, wills sein Prophet; wills auch der irdische Vortheil der im Maghreb Mächtigen. Was würde aus ihnen, aus dem Maghzen, den Raids, Scheichs, Ulema, wenn Marokko Europas Kulturformen annähme? Machtlos würden sie; könnten die alte Kundenschaft nicht mehr schätzen; mühten verarmen. Drum wehren sie sich; nicht nur des Glaubenswegen. Drum hat ihre Wuth sich gegen die weißen Eindringlinge gewaffnet, die einen Schienenstrang durchs Scherifenland legen, seine Wirthschaft mit dem ehrfurchtlosen Blick des Rumi kontrolliren, in den Handelsstädten die Polizeigewalt an sich reißen, in Casablanca den Hafen ausbauen wollten. Noch findts regional begrenzte Unruhen, Theilauflstände, die eine kleine, vom Feuer der Schiffsgeschütze unterstützte Schaar disziplinirter Truppen niederzuzwingen vermag. Wie lange? Ein Führer, eine Fahne: und der Sturm der Dschad setzt die wirr nach verschiedener Richtung strebenden Stämme zur Einheit zusammen. „Niemand kommt der Tag, an dem unser Volk sich ins Joch der Fremdherrschaft fügt; eher läßt der letzte Maure sein Leben.“ Muley Hassan hat 1884 gesagt. Muley Hafid soll ihm im Wesen sehr ähnlich sein. Und wenn er zaudert: kann Bu Hamara, der sich auch Hassans Sohn nennt, nicht handeln? Abd ul Aziz in der Verzweiflung nicht das Hirn und den Arm eines Starken dingen?

Die Gefahr scheint ungeheuer. Ist vielleicht aber nicht so nah, wie sie scheint. Ein neuer Sultan braucht Geld und ist leicht zu lenken, wenn er die Goldsäckchenschlinge erst um den Hals hat. Sollte Frankreich von der Strömung gar nichts gewußt haben, die Hafid, den Protektor seines Reichthums, ans Licht trug? Am Ende war der Muezzin, dessen Ruf ihn beim Ezan den Mauren nannte, gar das Werkzeug europäischer Klugheit. Einerlei. Mit zwei

Sultanen läßt sich bequemer operiren als mit einem. Herz kann man mit Marafesch, den Usurpator mit dem legitimen Herrn, Beide mit Bu Hamara und Raifuli ängsten. Die Staatsmänner der Republik können für ihr Spiel noch keine dieser Figuren entbehren. Blickt Hafid allzu finster, so droht man ihm, die Truppen für den Bruder sechsten zu lassen. Und die Welt ist klein geworden. Auch in Mauretanien weiß heute die Oberschicht, daß der Heilige Krieg nicht nur gegen eine Großmacht zu führen wäre. Könnte Britannien, mit seinen sechzig Millionen Mohammedanern, der Djeihad müßig zusehen? Wäre nicht jede Macht gefährdet, die in Afrika oder Asien mit Muslim zu rechnen hat? So lange die Massen nicht einem Zman gehorchen, ist für den nächsten Tag nichts Ernstes zu fürchten. Noch nicht. Hassans Söhne bestreiten und schwächen einander. Noch sehen die Himmelszeichen freundlich auf Frankreich herab.

Halbmoud und Stern.

Clemenceau kann lachen. Lacht auch. In Rambouillet ließ er sich neu-lich, nach einer Sitzung des Gesamtministeriums, am Fenster interviewen und photographiren. „Marokko? Ganz famos. Alles auf gutem Weg. Generali Drude und Admiral Philibert haben unser volles Vertrauen und bekommen, was sie brauchen. Der Kollege da unten möchte schnell ein Gruppenbild aufnehmen? Gern. Das erste Fensterinterview muß ja verewigt werden. Bitte: recht freundlich, lieber Barthou!“ Die Laune des lustigsten Studenten. Jedem Reporter innig gefellt und im Haus des braven Gallières doch herrisch wie der Lord-Protector des Präsidenten. Die Lebenskraft des Mannes wirkt wie ein Wunder. Vor vierzehn Jahren galt er als abgethan. Das Departement des Var wollte ihn nicht mehr in die Kammer abordnen. Freund Boulangers; dann gar der würdigen Herren Cornelius Herz und Jacques Reinach. Von Déroulède geächtet. Mit dem Stank des Panamasumpfes in den Kleidern. Ueber die Fünfzig hinaus. Da erholt man sich von solchen Schlägen nicht mehr. Fontu, mon pauvre George! Er hielt sich selbst für verloren. Geld, Mandat, Einfluß: Alles dahin. Warum die Lebensbürde nicht nachwerfen? Schon war er entschlossen. Da besann er sich auf eine neue Waffe. Arzt und Tribun, Maire und Geschäftsmann war er gewesen; auch, mit Herz als Geldgeber, Zeitungverleger. Nun wurde er Journalist. Unter dem Kaiserreich hatte er ein Weilschen versucht. Erst jetzt aber kam der Ruhm. Seit den Tagen Couriers und Beauvillots hatte kein Schreiber so gewirkt. Er brauchte keinen Kammerherr mehr. Konnte vom Senat aus die Stimmung gestalten und, wanns ihm gefiel, Minister werden. Er that spröde. „Die Freude konnte

ich schon unter Grévy erleben. Die Liste war fertig. Boulanger, Déroulède, Clemenceau vornan. Der Präsident dem Plan gewonnen. Ich habe ihm abgerathen. Ich kann auch jetzt ohne Portefeuille leben.“ Heute ist er mächtiger, als mancher König von Frankreich war. Im Mai, hatten selbst seine Freunde gesagt, stürzt er; spätestens. Lachend hörte ers. Und es war, als reiste in der Hirnschale eines alten Gallierhäuptlings der Plan eines munteren Burschen. August, September, Udjda, Casablanca: der gelbe Greis lacht lauter als je.

Der Knabe hatte im Heimathdorf, der Jüngling auf dem Lyzeum in Nantes gewiß oft von Marokko reden gehört. Die Schlacht bei Soly war geschlagen, der Vertrag von Tanger geschlossen, die algerisch-marokkanische Grenze regulirt. Allmählich sickert dann das Gerücht durch, Louis Napoleon hoffe, den Maghreb seinem Kaiserreich einverleiben zu können. Mit Spanien, meinten Eugeniens Freunde, würde er fertig werden. Nicht auch mit den Briten, wenn er ihnen leis Egypten anböte? Selbst in den Tagen von Villafranca und Zürich hat er Nordwestafrika nicht vergessen. „So lange neben uns Horden wilder Krieger in anarchischer Willkür hausen, gehört uns Algerien nicht ganz.“ Der Gedanke war richtig; eben so klug der Plan, England am Nil zu entschädigen. Nur: Palmerston wollte nicht. Dessen harter Schädel ließ den offiziellen Ausdruck solchen Wunsches gar nicht erst an sich kommen. Seit seine Briefe und die Aktenauzüge des londoner Auswärtigen Amtes veröffentlicht sind, wissen wir, wie früh und mit welcher eifernden Energie der Premier den Plan abgewehrt hat. Schon am ersten März 1857 schickt er aus Piccadilly an Lord Clarendon ins Foreign Office die Weisung: „Der Zweck der franko-britischen Verständigung, die auf der festen Grundlage sittlichen Wollens ruht, ist die Abwehr ungerechter Angriffe, der Schutz des Schwachen vor dem Starken und die Wahrung des Gleichgewichtes. Wie dürften wir, ohne provoziert zu sein, Angreifer werden? Mit welchem Recht in Afrika die Theilung Polens nachahmen, Marokko den Franzosen, Tunis oder einen anderen Staat den Italienern, Egypten den Briten zusprechen? England und Frankreich haben die Integrität des Osmanenreiches verbürgt: und sollten dem Großherrn nun Egypten entreißen? Solcher Verstoß gegen das sittliche Empfinden der Menschheit müßte jeder englischen Regierung verhängnißvoll werden. Wir wollen mit Egypten Waaren austauschen, es aber nicht regiren. Uebrigens könnte der Politiker, der Soldat und der Seemann in der Herrschaft über Egypten keinen Ersatz dafür finden, daß Frankreich in Marokko freie Hand erhielt. Die Eroberung Marokkos sah schon Louis Philippe als Ziel vor sich; seitdem ruht der Plan in den pariser Archiven und die Regierung wartet nur auf die zur Aus-

führung geeignete Stunde“. Am elften Oktober 1859 schreibt er an John Russell: „Der französische Kriegs- oder Marineminister hat neulich gesagt, Algerien sei nicht gesichert, so lange Frankreich nicht auf der Atlantikküste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen Algerien sichern? Offenbar nur gegen England. Frankreich wünscht sich also die Möglichkeit, uns den Eingang ins Mittelmeer zu sperren“. Bald danach erinnert er an Nelsons Wort: „Tanger kann nur im Besitz einer neutralen Macht bleiben oder muß an England fallen.“ Alle Nachfolger Palmerstons beharren in seiner Ueberzeugung. Niemals dürfen wir dulden, daß eine andere Großmacht in Marokko herrscht. Unter keinen Umständen, schreibt Sir John Drummond Hay, Britanniens Vertreter am Scharifenhof, 1885 nach Haus, darf Frankreich die Macht erlangen, die Meerenge, die Straße nach Indien zu besetzen. „Das wäre noch gefährlicher als eine französische Uebermacht im Kermellkanal. Ich stehe als Schildwache an der Meerenge und gebe mit einem Schuß das Alarmsignal, sobald ich merke, daß die Republik ihr Ziel zu erreichen trachtet. Wenn Marokko in den Besitz oder auch nur unter das Protektorat Frankreichs kommt, kann Tanger ein befestigter Kriegshafen werden, können im Osten, zwischen Tanger und Ceuta, andere armirte Häfen entstehen; dann wäre Gibraltar werthlos. Den großen Handelskanal, durch den unsere Güter in den Orient und nach Indien gehen, darf Frankreich niemals beherrschen; sonst könnte es uns eines Tages zurufen: *Nec plus ultra!* Nelson hat oft gesagt, daß wir Tanger haben und mit Marokko befreundet sein müssen, wenn unsere Flotte des Sieges in den südeuropäischen Gewässern sicher sein soll. Er sah voraus, daß eine Großmacht, die in Nordafrika eine feste Basis hätte, das Recht zur Fahrt durch die Meerengen nach ihrem Belieben regeln könnte.“ Salisbury dachte nicht anders. Der Gesandte, schrieb er, solle dem Sultan vorstellen, daß eine Verwaltungsreform ihm selbst den größten Vortheil bringen werde. „Betonen Sie aber auch, daß die Regierung Ihrer Majestät sich stets bemüht hat, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Marokkos zu wahren.“ Der Zustand verhüllter oder offener Rivalität schien unabänderlich; ein englisches Kabinet, das Frankreich in Marokko die Vorherrschaft ließe, nicht eine Woche mehr lebensfähig. Blöthlich aber wurde der Wunsch erfüllt, den Louis Napoleon fünfzig Jahre vorher gehegt hatte. Am achten April 1904 unterzeichneten Lansdowne und Delcassé die Déclaration concernant l'Égypte et le Maroc, deren zweiter Artikel den Satz enthält: „Le gouvernement de Sa Majesté Britannique reconnaît qu'il appartient à la France, notamment comme puissance limitrophe du Maroc sur une vaste étendue, de veiller à la tranquillité

dans ce pays et de lui prêter son assistance pour toutes les réformes administratives, économiques, financières et militaires dont il a besoin. Il déclare qu'il n'entravera pas l'action de la France à cet effet.“ Um Gibraltar's Meerengenrecht zu schützen, wurde, im siebenten Artikel, bestimmt, daß zwischen Melilla und den Höhen, die das rechte Sebuufer beherrschen, weder Befestigungen noch strategische Anlagen irgendwelcher Art gestattet seien. England am Nil, Frankreich am Atlas: Friede und Freundschaft. Sechs Monate danach erklärte Spanien seinen Beitritt zu dem franko-britischen Vertrag.

Der stand einstweilen auf dem Papier und wurde noch nicht sehr ernst genommen. In England dachte Mancher wie der Redakteur der Saturday Review, der schrieb: „Ist dem Lord Lansdowne am Ende ein Geniestück nach bismärkischem Muster gelungen? Frankreich wird nie die Möglichkeit finden, sein Vorrecht in Marokko auszunützen; wahrscheinlich bleibt da Alles beim Alten. Wir aber haben in Egypten und Neufundland erlangt, was wir wollten.“ Auch in Frankreich glaubten sich Viele dupirt; wurde der Plan der pénétration pacifique bespöttelt. Als sich dann Deutschland ins Spiel gemengt hatte, war Clemenceau unter den strengsten Richtern Delcassés. Der ältere Günstling Edwards tadelte den jüngeren sehr hart. Jetzt, sagt Judet im Éclair, sind sie versöhnt. „Delcassés Ziel, Auftrag und Ideal ist, wie Clemenceaus, den Erfolg unseres Bündnisses mit England zu sichern. Clemenceau hatte das System erfunden, ehe Delcassé an den praktischen Versuch denken konnte. Der alte Politiker war dann auf den jungen eifersüchtig, der seine Formel weggeschnappt und seinen Ruhm verdunkelt hatte. Der Versöhnung kann England sich freuen: die beiden dem Inselreich ergebensten Männer ziehen nun an einem Strang.“ Delcassé mag ironisch lächeln. Was hat man ihm eigentlich vorgeworfen? Daß er gesagt hat, der berliner Bluffschrecke ihn nicht? Diese Siegesgewißheit kam ihm vom Britenkönig; und daß sie berechtigt war, lehrte seitdem die Zeit. Nie aber hätte er sich zu dem Tempo und der Brutalität entschlossen, die Clemenceau dann nöthig fand. Lest das Gelbbuch: Delcassé hat immer befohlen, dem Sultan und dem Maghzen lange Erwägungsfristen zu lassen und jede Gewaltthat zu meiden. Sein Reformprogramm (das Saint-René Taillandier in Fez vertrat und das Deutschlands Gesandter eifern bekämpfte) wird sogar von Sozialdemokraten jetzt gepriesen. „Die Leute in Berlin mag ein Anderer verstehen. Ich bin viel behutsamer vorgegangen als Clemenceau, habe mich viel ernstlicher um die Erhaltung des status quo bemüht, nie an Okkupation und Beschiebung gedacht und stand mit Radolin auf dem besten Fuß. Warum schalten sie mich und erzwingen meinen Rücktritt? Weil

ich im Kammergang einen importirten Verwandtenwitz über ihren Kaiser, der ja nicht meiner ist, wiederholt habe? Das dünkt uns hier nicht langer Rede werth; muß aber wohl der Grund des Kerkers sein. Denn gegen Clemenceau und die Brüder Gambon haben sie nichts einzuwenden; trotz Ujda und Casablanca, Bombardement und Vernichtung deutschen Besizes. Ich kann sie zur Liebe nicht zwingen. Die Entente Cordiale bleibt dennoch mein Werk. Nur weil ich für jede Möglichkeit vorgesorgt hatte, weht im Maghreb jetzt die dreifarbige Fahne. Wer sagt noch, der Vertrag sei ein werthloser Fetzen?"

Der versöhnte Feind lacht ihm ins Gesicht. „Mich lieben sie drüben noch weniger. Ohne mich hätte Bismarck sich mit Ferry, vielleicht schon mit Gambetta verständigt. Ich habe sie gehindert, für die uns in Tunis und Longking geleisteten Dienste den Lohn einzuheimsen; habe immer, von Boulangers Tagen bis auf Bailouds, das Feuer geschürt; und über den Kaiser... Glissez poëte! Aber ich lebe länger als Sie, habe mehr Menschen gesehen und bin (nehmen Sies nicht übel!) in der Psychologie stärker. Ich kenne meine Landsleute; und ein Bißchen auch die Deutschen. Die wenigstens, auf die es in unserer Sache ankam. Die hielten Marokko für ein richtiges Kaiserreich und, als islamisches Gebiet, für einen Pachthof, auf dem ihr Wille mächtiger sein müsse als jedes Andern. Auch war nach dem Zusammenbruch unserer russischen Freunde die Versuchung, nach Victor Emanuels Weigerung, die Zusammenkunft mit Loubet zu vermitteln, der Kerger zu groß. Wer Etwas unternehmen will, muß aufs Wetter achten und sich sputen, damit er unter Dach ist, wenn Sturm oder Donner zu toben anfängt. Vor allen Dingen aber Thatfachen schaffen. Auch mit den schlimmsten findet die Welt sich leichter ab als mit der leisesten Drohung. Factum illud: fieri infectum non potest, hat Kollege Plautus gesagt. Das sagt man sich auch in Palästen und Kanzleien. Ihr Abkommen klang wie Drohung; dagegen ließ sich noch was versuchen. Was ich that, ist gethan und läßt nicht off' Wapf: 'schweigend' over inss Einjag' over ganzell' Abeyr'müch' oagegen kämpfen. Einzuschüchtern sind wir vom Osten her heute nicht mehr. Und daß die Berliner sich entschließen würden, ihre Flotte jetzt ins Mittelmeer zu schicken, war nicht anzunehmen. Schließlich ist die Situation ja ganz einfach. So lange man sich gefallen läßt, thun wir, als wichen wir nicht um Fingers Breite von der Algefirasakte. Der Gegenkontrahent, unser armer Abdul Aziz, ist im besten Fall noch Theilfürst; morgen vielleicht auf Wartegeld und halben Harem gesetzt; der Gedanke an seine „Unabhängigkeit und Souveraineté“ reizt nur zum Lachen. Grund genug, die Revision der Akte zu fordern, wenns nöthig scheint. Einstweilen sind wir, wo wir sein wollten, und können, ohne Ueber-

eilung, abwarten, was kommen wird. Wer mit zwei Sultanen, deren Kassen leer sind, und mit einer durchlöchernten Akte, auf die Niemand mehr rechten Werth legt, nichts anzufangen vermöchte, wäre ein Stümper. Die erste Proclamation des neuen Herrn hat meine Haut nicht zum Schaudern gebracht. Was soll er denn sagen? Natürlich ersäuft er uns morgen. Dazu rief man ihn ja. Im Kämmerlein klingt's nachher ganz anders. Und will er nicht, dann ist er Europas Feind, nicht unserer nur. Dann muß die ganze liebe Christenheit gegen ihn vor. Rein: die Sache steht nicht schlecht. Ich will mich nicht brüsten. Der uns gemeinsame Gönner hat für den Erfolg das Beste gethan. Ohne seine Bürgschaft hätte selbst ein alter Raufbold meines Schlages das Abenteuer nicht gewagt. Jetzt ist französisches Blut geflossen, Frankreichs Ehre engagirt: wenn meine Gegner mich schimpfen, schneide ich ihnen das lustigste Gesicht."

Er darfs. Sein Ministerium wird nicht vergessen werden. England, Spanien, zuletzt Deutschland haben dem Kaiserreich und der Republik die Herrschaft über Marokko nicht gegönnt. Herrn Clemenceau ward bechieden, alle Widerstände mühelos zu überwinden. Frankreich triumphirt; und Niemand stört ihm den Jubel. Die Mondfichel, deren Bogen den Jupiter umspannt, das alte Glückszeichen der Astrologen, leuchtet über dem blanken Keltenhädel.

Nuda veritas.

Frankreich triumphirt? Das Wahre, sagt Goethe, „muß man immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immerwieder gepredigt wird; und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyclopädiën, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum obenauf und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.“ Dieses Behagen zu zerstören, schien noch dem gelassenen Greis Pflicht. Ist ernsteste, freilich auch unbequemste, wo sich um die Zukunft einer Volkheit handelt. Laßt Euch nicht länger betrügen! Vertrödelt die Zeit nicht mit nichtigem Geschwäh über Möblirungsfragen! Ob im Reich, ob in Preußen übermorgen ein Bischofen liberaler regirt, dem Centrum Eins ausgewischt, dem gekämmten Freisinn ein Bürgerkrönchen aufgesetzt werden soll: Das zu erwägen, haben wir jetzt keine Ruhe. Damit will man Euch beschäftigen, um Eure Aufmerksamkeit von dem Gegenstand abzulenken, dessen Anblick Euch verstimmen könnte. Deutschland hat, vor Aller Augen, die ärgste Niederlage seines Lebens erlitten. Das soll weggeleugnet werden. Deshalb sagt man Euch erstens: Frankreich steckt in einem verpesteten Engpaß; und zweitens: Dem Reich strah-

ken hellere Sterne als selbst in Bismarck's Zeit und Jeder naht ihm mit höflichem, herzlichem Gruß. Wer so spricht, ist blind oder will Andere blenden.

Frankreich triumphirt. Die Republik, die bis ins Jahr 1890 vereinsamt war, hat heute fünf Bundesgenossen, ist den Vereinigten Staaten, der Habsburgermonarchie, dem Reich der Randschuß befreundet und von dem Nachbar im Osten mit drängender Bärtlichkeit umworben. In einem Land, wo der Opponent von heute morgen Minister sein kann, giebt er nicht gern zu, daß dem Gegner Beträchtliches gelungen ist. Tag vor Tag schreien darum die Feinde der regirenden Radikalen und Sozialisten, ein Haufe skrupelloser Beräthter schleife sie dem Abgrund entgegen. Daß im Staat Clemenceaus Manches faul ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden; eben so wenig aber, daß die internationale Stellung der Republik stärker ist, als sie jemals war. Marokko ein Engpaß? Die Eroberung des Scherifenreiches wird schwierig sein; vielleicht so lange dauern wie die Algeriens und noch größere Opfer fordern. Möglich auch, daß die Demokratie vor der Aufgabe schaudert, sich von Pazifisten und anderen schwachgemuthen Weltbeglückern bang machen läßt. Ist Frankreich noch Frankreich, dann kann die Gefahr es nicht schrecken. Und lahmt der nationale Willen nicht, dann ist der Erfolg gewiß. Araber, Mauren, Berber mögen noch so tapfer sein, noch so zäh: gegen moderne Geschütze vermögen sie nichts. Schwierigkeit und Fährniß bietet jedes große Unternehmen. Soll der Industriekapitän, der Bankdirektor den Mann beneiden, der sich nebenan friedlich vom Flaschenbierhandel nährt? Möchte der Nachtredakteur, dem sein Monatsliches sicher ist, nicht mit Scherl oder Mofse tauschen? Müssen wir bereuen, daß wir in Afrika uns die letzten leeren Plätze gesichert haben? Ein Reich zu erobern und ein Weltgeschäft zu beginnen, ist niemals leicht. Darf man deshalb nicht wagen? Die Franzosen konnten zu Haus bleiben. Dann sparten sie Geld und Menschen. Dann hörte ihr Land aber morgen auf, eine Großmacht zu sein. Und auch Algerien war ernstlich gefährdet. Blicke auf die Landkarte. Wer Marokko, Algerien, Tunis hat, wird eines Tages auch Tripolis haben. Lohnt's, für dieses nordafrikanische Reich zu sechten? Nur ein großer Dissen war vor Europens Säulenthor noch zu holen: und Frankreich trägt ihn davon, wann es will. Braucht gar nicht zu eilen. Kann, wenn ein lenksamer Sultan zu finden ist, ruhig im Maghreb Alles lassen, wie es bisher war. Seine Macht hat es ja gezeigt. Das war der Zweck der Brutalität von Casablanca. Was da geschehen war, ist in den Bezirken farbiger Menschen oft schon geschehen und gab keinen Grund zum Werk solcher Zerstörung. Nein: der Islam sollte aufhorchend vernehmen, daß Frankreich nach freiem Entschluß handelt und seinen Willen

durchsetzen kann; daß es sich nicht auf deutschen Wink ducken müsse. Solcher Glaube hätte die algerische Herrschaft gelockert und die Berber den Franzmann verachten gelehrt. Diese Gefahr ist überstanden. Frage politischer und militärischer Strategie, ob man sofort mit einem stattlichen Heer ins Innere vordringen oder warten will, bis die Furcht auch die wilden Bergstämme gefänftigt hat. Fast ein Jahrhundert lang hat Frankreich nach dem Besitz Marokkos gestrebt; nun weigert ihn Keiner mehr. England brauchte gegen den gefährlichsten Bedroher seiner Zukunft einen Bundesgenossen; und pflegt bei der Beche nicht zu knausern. Ein Freund, den man im Osten mit Japan, im Westen mit den koalirten Kaiserreichen schrecken kann, ist auch an der Gibraltarstraße keine Gefahr. Spanien? Das darf sich nicht regen; in Marokko nicht für Reformen kämpfen, die der Pyrenäenhalbinsel nöthiger wären. Für Frankreichs Glorie Opfer zu bringen, hat's nicht Lust. Die heißt auch kein verständiger Franzose. Jeder ist zufrieden, wenn der verarmte, sieche Staat, dem einst das Maurenerbe sicher schien, an der Atlantikküste, ohne den Wismuth allzu deutlich zu zeigen, *acte de présence* macht. Und Deutschland lobt den lieben Nachbar, der sich so sorgsam an die Algestrafakte hält. Frankreich steht am Ziel alter Wünsche. Nordafrika von Senegambien bis Tripolis und bald wohl bis Bengasi; ein großer Felsen vom Kongostaat; Madagaskar; Indochina: die Enkel der Republik werden nicht darben, nicht einem verzweygenden Volk angehören. Blut und Gold wird's kosten. Anstrengung stählt die Nation. Mit den selben Argumenten, die den Franzosen jetzt Marokko verekeln möchten, ließ sich auch der Rath stützen, die Briten sollten nicht nach Indien marschiren.

Der Wunsch, Frankreich möge für das in Europa Verlorene jenseits von den Weltmeeren Ersatz finden, hat das Handeln des ersten Kanzlers im neuen Reich bestimmt. Madrider Konferenz: Deutschlands Vertreter erhält die Weisung, jeden Antrag des französischen Admirals Zaurès zu unterstützen. Expansion nach Tunis: Deutschland tritt für den französischen Anspruch ein. Franko-chinesischer Krieg: Deutschland vermittelt in Peking und sichert der Republik den Kampfpreis. So konnten wir auch diesmal mathen. Im April 1904 höflich hinüberriesen: „Wir gratuliren zu Marokko“; und ruhig der Entwicklung zusehen. Dann blieb die *Déclaration* ein würdig Pergamen, blieb zwischen den Völkern Nordwesteuropas der Schatten des Mädchens von Orleans und Frankreich mußte die Revanche vertagen. Jeder britische Erfolg in Egypten, jede französische Schluppe in Marokko hätte dann, trotz Delcassé, Clemenceau, Raquet und den anderen Anglophilen, den kaum entschlummerten Groll wieder geweckt und den Glauben an Albions Treulosigkeit genährt. Das sollte

nicht sein. Wir ruhten nicht, bis die Völker, nicht die Regirungen nur, verbündet waren, die alten Feinde sich in gemeinsamem Haß einander verschwägert hatten. Weshalb? Mit der verblichenen Gräuelmär von Delcassés Unhöflichkeit schreckt man höchstens die Unmündigen. Auch Lord Lansdowne hat das Abkommen nicht in Berlin vorgelegt; und war dazu eben so sehr oder eben so wenig verpflichtet wie sein pariser Kollege. Allenfalls ein Formfehler, den man mit charmanter Artigkeit rügen konnte. Doch vielleicht war die Meinung, die Franzosen, die sich für Tunis und Tongking nicht dankbar erwiesen hatten, müßten erst eine Weile in Kengsten hingehalten werden: dann würden sie den Werth unseres Beistandes schätzen lernen. Zuerst also grimmige Miene, danach süßes Lächeln. Probatum est? Seit Monaten wird von einer entente franco-allemande geredet. Wie denken die Franzosen darüber? Senator Pauliat: „Wenn wir noch immer nicht zu einem modus vivendi gekommen sind, so ist der Grund darin zu suchen, daß Kaiser Wilhelm der Zweite immer wieder, auch wenn gar kein Anlaß vorliegt, mit Bewußtsein die Erinnerung an den Krieg von 1870 heraufbeschwört und uns systematisch einzuschüchtern versucht. Kein Spezialabkommen könnte Frankreich übrigens je die Zerstückung seines Leibes verschmerzen lehren. Elsaß-Lothringen bliebe von jedem Abkommen unberührt.“ Ein Politiker, der den uns theuren Namen Lecomte trägt: „Ein Abkommen, selbst ein auf die Kolonien beschränktes, das uns zumuthet, den Raub der Provinzen zu vergessen, oder auch nur wie ein Verzicht auf die Herzen und auf die Bodenflächen, die Gewalt uns entriß, gedeutet werden könnte, wäre unsittlich und schmählich, wäre ein Verrath am Vaterland.“ Der Publizist Henry Maret: „Ich würde einer Verständigung niemals zustimmen. Und in meiner Generation, die den Krieg erlebt hat, ist sicher kein Einziger feig genug, anders zu empfinden. Ich gehöre zu denen, die für eine Selbstschändung nicht zu haben sind. Wenn wir, um koloniale Vortheile einzuhandeln, das Gewordene als endgiltig hinnähmen, wären wir um den Rest unserer Würde und sanken in die Niedrigkeit des Juden Esau hinab, der für ein Linsengericht sein Recht verschacherte.“ Admiral Bienaimé: „Die Höflichkeit, die uns Deutsche oft zeigen, soll uns wohl nur die Brutalität vergessen lehren, deren Opfer wir waren; an die Tilgung der Folgen wird nicht gedacht. Zwischen Deutschland und Frankreich ist ein besseres Verhältniß unmöglich, so lange der frankfurter Vertrag gilt und die verlorenen Provinzen uns nicht zurückgegeben sind. Sie wären mit unseren asiatischen Kolonien nicht zu theuer bezahlt. Die Neutralisirung der Provinzen könnte uns nicht genügen.“ General Grandin: „Der Deutsche Kaiser glaubt, die Häufung seiner Höflich-

feit werde ihm eines Tages einen Besuch unserer Hauptstadt ermöglichen. Auf solche Erniedrigung ist die Seele unseres Volkes aber noch nicht vorbereitet. So lange unsere Provinzen in Ketten schmachten, giebt's keine Versöhnung. Der Versuch, uns zu erneuter Anerkennung des frankfurter Vertrages zu drängen, würde ungeheuren Zorn erregen. Wer die Annexion zu entschuldigen trachtet, verräth damit wenigstens, daß er bei dem Gedanken an diesen Raub, den eine von ihren Erfolgen trunkene Militärpartei gefordert und durchgeführt hat, noch Etwas wie Scham empfindet. Wenn wir auf Elsaß-Lothringen verzichteten, würde unser Land das Schicksal Polens verdienen. Jede Nation aber, die den Raub unserer Provinzen billigt, müßte von allen civilisirten Völkern geächtet werden.“ Das drückt man drüben; nach unseren Rückzügen. Der grobe Ausdruck ist vereinzelt; das Gefühl lebt in Millionen. Noch eine Stimme. Am letzten Augusttag geht ein Redakteur des *Univers* zu dem Ministerpräsidenten und fragt, ob an eine deutsch-französische Verständigung zu denken sei. Herr Clemenceau antwortet: „Cela n'est pas sérieux!“ Und lacht.

Und wird noch heiterer, während er, am *Quai d'Orsay*, die *Marokko*-akten vom vorigen Frühjahr durchblättert. Diese Quälerei, Schreiberei, Mädelerei! Das Kapitel *Casablanca* ist jetzt besonders interessant. Am vierzehnten März hatte er selbst im Senat, als *Sarriens* Vertreter, die programmatische Erklärung verlesen. In omnibus wie unsere Vorgänger. (Wie *Rouvier*, der, seit *General de Lacroix* in Berlin gewesen war, die „versöhnliche Absicht“ des Kaisers kannte und dessen *Emissär Wilhelm Behold* Unter den Linden munter erzählte, die amtliche Politik sei von der kaiserlichen durchaus verschieden. Wie *Rouvier*, der sich seitdem mit beiden Beinen steif auf *Delcassés* Standpunkt gestellt hatte, keine Konzeßion mehr für nöthig hielt und die Deutschen an sich kommen ließ.) Die Instruktion, die *Rouvier* Herrn *Révoil* mitgegeben hatte, war von *Bourgeois*, dem neuen Minister des Auswärtigen, einfach bestätigt worden. Das Gerücht, Frankreich sei in *Algeriras* isolirt und zur Kapitulation bereit, im hellsten Sonnenlicht als unwahr erwiesen. Als Graf *Wolff-Metternich* im *Foreign Office* erwähnte, selbst Englands Vertreter habe den Franzosen gerathen, *Casablanca* aufzugeben und die Polizeiinspektion anzunehmen, antwortete *Sir Edward Grey*: „Das ist nicht möglich.“ Und ließ im *Temps* die Instruktion veröffentlichen, die er *Sir Arthur Nicolson* geschickt hatte. „Frankreich ist auch ferner, in allen noch zu erledigenden Punkten, von uns bedingungslos zu unterstützen. Mit besonderem Nachdruck auch in seiner Weigerung, *Casablanca* der franko-spanischen Polizeigewalt entziehen und dem Inspektor zuweisen zu lassen.“ Die selbe Instruktion empfang

balb danach Graf Cassini von Lamadorff aus Petersburg. Drei Depeschen des Kaisers an Roosevelt. Auch der Präsident will Frankreich nicht zum Rückzug drängen; auch er ist für die franko-spanische Polizei, die, nach seinem Vorschlag, durch Vermittlung der Italienischen Gesandtschaft an den Sultan und die Mächte Bericht erstatten soll. Frankreich stand fester als je; hatte in ein paar Tagen das Terrain zurückerobert, das durch die langwierige Ministerkrisis verloren schien. Nicht die leiseste Nöthigung zur Nachgiebigkeit. Will Deutschland für Casablanca eine Ausnahme, dann scheidet die Konferenz eben. Dann scheidet sie, heißt es auch in Berlin; und in Wien betheuert Graf Bedel, an eine neue Konzeßion sei nicht zu denken. Fürst Radolin ist sanfter; vermag Herrn Bourgeois aber nicht umzustimmen. Das ist der letzte Versuch. Als Radolin fort ist, kommt Graf Rhevenhüller. „Wir müssen eine andere Formel suchen.“ Eine, die dem Anspruch Frankreichs genügt. Dieses offizielle Angebot war, aus dem Mund eines Oesterreichers, nur im Einvernehmen mit Deutschland denkbar. Bourgeois telephonirt ins Ministerium des Inneren. Die Geburt war nicht leicht, antwortet Clemenceau, aber Angst hatte ich nie. Von allen Seiten schwirren nun Friedenstauben herbei. Gestern, am achtzehnten März, hat Rosen in Tanger zu einem Naghzenmitglied gesagt: „Die Sache ist fertig. Casablanca bekommt franko-spanische Polizei.“ Am selben Tag erklärt Radewitz in Algexiras das österreichische Projekt für abgethan. Am nächsten Abend hochoffiziöser Artikel in der Norddeutschen Allgemeinen. Für das deutsche Interesse sei es belanglos, ob in Casablanca Schweizer, Holländer, Spanier oder Franzosen den Polizeidienst thun. Wenn dieser Dienst nur allen Fremden Ruhen bringt, braucht daran das Werk der Konferenz nicht zu scheitern. Am zwanzigsten März ist Vihourd bei Tschirskly und wiederholt ihm die Antwort, die Bourgeois dem Fürsten Radolin am siebenzehnten März gegeben hat. Der Staatssekretär lächelt. „Da wir bewilligen, was Sie wünschen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr.“ (Der Botschafter verzeichnet dieses Lächeln des Besiegten; findet es also der Erwähnung werth. Das ist's auch.) Als Graf Rhevenhüller wieder zu Bourgeois kommt, sagt er: „Ueber Casablanca ist nun nicht mehr zu reden. Sie erhalten alle acht Häfen. Der Inspektor wird nur inspiziren, nicht kommandiren.“ Das Begräbniß des österreichischen Vorschlages, der dem „brillanten Sekundanten“ dann noch Ruhm eintrug.

Ein Stück Arbeit! Die Protokole und Depeschen über die Organisation und Inspektion der Polizei füllen allein eine Schreibtißplatte von stattlichem Umfang. Und was steht in der Akte? Déclaration relative à l'organisation de la police. La police sera placée sous l'autorité souveraine de Sa Majesté

le Sultan. Bichon! Die souveraine Macht Seiner Majestät des Sultans! Ist nicht zum Wälzen? Der Generalinspektor erhält ein Jahresgehalt von fünfundzwanzigtausend Francs und sechstausend Francs für Reisespesen; der Maghzen hat ihm ein passendes Haus einzuräumen und für seine Pferde zu sorgen. Le cadre des instructeurs de la police chrétienne (officiers et sous-officiers) sera espagnol à Tétouan, mixte à Tanger, espagnol à Larache, français à Rabat, mixte à Casablanca et français dans les trois autres ports. Das wars ja wohl? Darum der heiße Streit! Das Leben ist viel vernünftiger als Eure Akten. Der Sultan war nie souverain und ist heute weniger als je. Der Inspektor verzehrt sein Geld in der Schweiz (und läßt am Ende seine Pferde auf Scherifskosten füttern). Zu thun hat er nichts: denn wir haben die Polizei gar nicht erst organisiert. Wozu auch? Jetzt liegen zehn Kriegsschiffe in den Häfen und General Drude hat einstweilen sechstausend Mann. Das ist die beste Polizei. Aber nett war dieses Stündchen im Aktenstaub; gut für die Verdauung. Seit Marienbad habe ich nicht so gelacht. Und Alles, weil Roosevelt und Witte nicht gegen uns aufzubringen waren und weil Nicolson zu Radomiz offen gesagt hatte: „In Sachen Casablanca ist mit Frankreich nichts zu machen und wir bleiben bis zur letzten Minute an seiner Seite.“ Und da bestreitet man noch, daß die Engländer famose Kette find! Fahren Sie mit nach Passy? Räthselhaft bleibt mir doch, warum die Deutschen auf Schritt und Tritt nachgegeben haben. Mit dem stärksten Heer der Erde . . .

Ewige Worte.

In Münster hat der Kaiser zu den Vertretern der Provinz Westfalen gesprochen. In langer Rede dem Wunsch Ausdruck gegeben, das deutsche Volk möge seinem Blick bald „das schöne Bild versöhnlicher Einheit“ bieten. „Im Aufblick zu Jesus Christus muß unser Volk sich einigen; es muß fest bauen auf die Worte, von denen er selbst gesagt hat: ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort nicht.‘ Wenn es Das thut, wird es ihm auch gelingen. In diesem Geist sollten die alten und neuen Landestheile, Bürger, Bauern, Arbeiter sich zusammenthun und einheitlich in gleicher Liebe und Treue zum Vaterlande zusammenwirken. Dann wird unser deutsches Volk der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt weiter aufbauen und vollenden kann. Dann wird sich das Dichterwort erfüllen, das sagt: ‚An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genejen.‘ Wer bereit ist, mir hierzu die Hand zu bieten, Den werde ich dankbar und freudig als Mitarbeiter annehmen, wer und welchen Standes er auch sei.“ Woher kommt das citirte Dichterwort? Aus Gei-

beiß „Heroldsrufen“. Da heißt von „Deutschlands Beruf“, erst nach der Einigung der Stämme werde, aus einem Kaiserreich freier Bürger, die Menschheit von deutscher Art das Beste, Stärkste und Feinste empfangen.

Dann nicht mehr zum Weltgesehe
Wird die Laun' am Seinstrom,
Dann vergeblich seine Reye
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Kolosß im Norden.

Macht und Freiheit, Recht und Eitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Hügeln dann aus harter Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb.
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Franzosen, Russen, fromme Katholiken werden sich an diesem Patriotenthos eines schwachen Dichters nicht freuen. Andere fragen, ob es rathsam sei, sich selbst als den auserwählten Erneuer des Menschheitsgeistes zu preisen; rathsam, ein Volk als den Granitblock zu rühmen, auf dem ein Herrgott seiner Welt die Kultur hämmert und formt. Ob diese Gnadenstunde je schlägt? Ob Veröhnlichkeit sie herbeizaubern kann? Noch naht sie nicht. Und die stolze Rede schallt fremd durch unseren Herbst. Das Deutsche Reich, dessen Volk sich nicht die Macht erworben hat, selbst sein Schicksal zu bestimmen, ist in zwei Sommern dreimal zurückgewichen, hat dreimal seinen Willen vor lachenden Augen gebeugt. Und soll nun zufrieden sein, soll wohl gar jauchzen, weil die Nachbarschaft solche Bescheidung lobt. Soll auf Worte die Grundmauer seines Hauses bauen. Auf eines Heilands ewige, nie verhallende Worte? Fahrwohl dann, wallender Helmbusch, stolzer Krieg; und wer das Ebenbild Gottes zum Maschinentheil erniedert, stehe am Pranger. Auf irrendes Menschenwort? Wie tief das aus freundlicher Absicht geborene verlegen kann, ward in Münster erwiesen; auch, wie das mit feiter Stimme gesprochene schon in den Lettern wankt. Rein. Worte haben uns dahin gebracht, wo wir sind; zu rasch und zu laut gesprochene Worte, denen die That dann nicht folgen konnte oder wollte. Die Aera der Worte darf nicht wiederkehren; das Reich und der Kaiser könnten bereuen. Ein Hooersführer, der nach dem Manöver, im Paraderock, seine Volksgenossen aufsucht, mild, prunklos, sanften Sinnes wie der Galiläer über die Erde zu wandeln: auf Mn hen wirkt zunächst schon der Kontrast. Hilft er aber vorwärts? „Die Ersten werden die Letzten sein!“ Warum währt das Wort, für das Einzr sich kreuzigen ließ, länger als Menschenhimmel und Menschenerde? Weil es That war, nicht Festtagschmuck; Erlebnis, nicht Predigt.

Liberales oder demokratisches Wahlrecht?

Sollen wir uns nicht schämen, daß die unter der Herrschaft des hitzigen Königs Sirius aus Nord und Süd hereinbrechenden Zeitungsstürme vermocht haben, uns aus unserer in Regen und Gewitterschwüle versinkenden Sommerruhe aufzuschrecken? War an diesen immerrauschenden Wahlrechtserörterungen etwas Bedrohliches? Oder auch nur Bemerkendwerthes? Doch höchstens die Armuth an Gründen, mit denen die Reform verfochten wurde, und der Reichthum an Proklamationen über die wahren, eigentlichen und letzten Gründe der Regisseure, die den Sommerfeldzug inszenirt hatten. Von Gründen wurden im Wesentlichen nur zwei vorgebracht; der eine war in der rauhen Luft der Staatsraison emporgewachsen, der andere hatte sein Domizil in den lustigen Höhen der Philosophie. In ernster Sprache läßt sich der erste etwa so ausdrücken: Daß in den meisten süddeutschen Staaten bestehende allgemeine gleiche Wahlrecht muß schleunigst auf Preußen ausgedehnt werden, denn das Wohl des Deutschen Reiches erheischt gebieterisch, daß alle von ihm umschlossenen Staaten sich des Segens demokratischer Verfassungen erfreuen. Eine andere, aber nicht schönere Lesart lautete: Der Vorzug, den die süddeutschen Staaten mit ihren Verfassungsänderungen vor Preußen besitzen, kann dem großen norddeutschen Staat nicht lange vorenthalten werden.

Diese Gedanken sind verkehrt. Vor Allem verrathen sie, daß von ihren Verkündern die Kräfte, welche die heutigen Bundesstaaten hervorgetrieben haben, nicht genügend in Rechnung gezogen worden sind. Die Gliedstaaten, in ihrer Vereinzelung zu schwach, um einem äußeren Feind zu widerstehen und ihr Volkthum aufrecht zu erhalten, schaffen eine einheiliche, gemeinsame bewaffnete Macht, die Organe einer einheitlichen, gemeinsamen auswärtigen Politik und eine einheitliche, gemeinsame Vertretung im Ausland. Die politische Kraft wird verstärkt durch eine wirthschaftliche. Aus dem Bedürfniß nach großen Märkten gehen Wirthschaftsbund, gleiche Münze, gleiches Verkehrsrecht hervor. So entsteht dieser Bünde Spiegelbild, der Bundesstaaten eigenthümliches, die Gliedstaaten einengendes Finanzsystem, Ausgaben für Heer und Flotte zusammenschmiedend mit indirekten Steuern, ein System, das in Deutschland den Grimm der sozialistischen Bevölkerungsschichten erweckt und die verständigste ethische Begründung des Reichstagswahlrechtes bildet. So weit ist daher die Souverainetät der Gliedstaaten beschränkt; aber auch nur so weit. Ueber diese Grenze hinaus hat kein Einzelstaat das Recht, in die Befugnisse der anderen einzugreifen. Eben so wenig wie Kaffakuffetts Kalifornien vorschreiben darf, wie es seine Japaner zu behandeln hat, und Zürich Uri, wie es seine Verfassung einrichten soll, eben so wenig kann ein deutscher Staat verlangen, daß ein anderer seine Verfassung annehme. Daß wäre die Verneinung der Idee des Bundesstaates. Zweitens

ist die Relativität aller politischen Einrichtungen heute anerkannt: der Grundsatz, daß die Verfassung und Verwaltung eines Staates sich nach seiner Geschichte, dem Charakter seiner Bevölkerung, nach seinen sozialen Verhältnissen richten müssen. Nur die Demokratie weiß von diesem Prinzip noch immer nichts, weil sie auf dem wissenschaftlich überwundenen Glauben beruht, daß es Normaleinrichtungen gebe, die überall eingeführt werden müßten. Und drittens ist hinzuzufügen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht ein Besitz von zu zweifelhaftem (jedenfalls in weiten Volksschichten nicht anerkanntem) Werth ist, als daß es die stolze Sprache einiger süddeutscher Zeitungen rechtfertigen könnte. Offen muß ausgesprochen werden, daß der größte Theil aller Hemmungen unseres nationalen Fortschrittes während der letzten dreißig Jahre von Süddeutschland kam; wahrscheinlich würden die Hindernisse mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht noch wachsen. Es war ein Süddeutscher, der die finanzielle Entwicklung des Reiches unterband, und gerade in Süddeutschland fand der aus engherzigem Partikularismus geborene Gedanke des Freiherrn von Franckenstein lebhafteste Unterstützung. Die unsäglichen Wirrnisse, die er im Haushalt des Reiches und der Gliedstaaten erzeugt hat, wagte man nicht ihren Urheber zuzuschreiben, sondern sie wurden in tausend Zeitungartikeln zu Lasten von „Preußen-Deutschland“ gebucht. In Süddeutschland wurde der großartige Plan eines Reichseisenbahnsystems hitzig bekämpft. Und doch hätte er, insbesondere in Verbindung mit der natürlichen Fortbildung des Reichsfinanzwesens, die späteren Finanz- und Verkehrsschwierigkeiten verhindert. Für Preußen wurde diese Ablehnung eine Quelle unvermeidbaren Reichthums, für den kurzfristigen süddeutschen Partikularismus ein nie austrocknender Bronn kleiner und großer Mißgeschickte, die er nicht sich, sondern, wie man erwarten mußte, Preußen zur Last legte. Will man sich eine Vorstellung von den Verkehrszuständen vor der Einführung des Zollvereins machen, dann verfolge man die Konkurrenzmanöver, die die Eisenbahnverwaltungen von Bayern, Württemberg und Baden gegen einander ausführen. Als eine Angelegenheit von größter Tragweite wurde die Frage erörtert, ob eine Vierte Klasse eingeführt werden dürfe. Wenn in dem demokratischen Süddeutschland nur eine einzige (demokratische) Klasse bestanden hätte, dann wäre die Hinzufügung einer Zweiten von der einschneidendsten, grundsätzlichen Wichtigkeit gewesen. Aber es gab bereits drei. Die Vierte Klasse, so hörten wir, würden die unteren Schichten in Süddeutschland nicht benutzen; sie würden es unter ihrer Würde finden. Und schon im Jahr 1898 zeigte sich in Hessen (und jetzt zeigt sich in Württemberg), daß mit Vergnügen Personen sie benutzen, die es in Norddeutschland nicht thun würden. In Süddeutschland fand die armselige Bekräftelung der deutschen Kolonialpolitik, die dem Vaterlande das Blut vieler tapferen Soldaten, unsägliche Leiden vieler Tausende und mehrere Hundert Millionen Mark gekostet hat, ihre wil-

besten Befürworter, die natürlich verstanden, auch hieraus für Preußen einen Strich zu ziehen. Und während dieser Zeit hat man in Norddeutschland seinen Sinn auf die Durchführung bedeutender nationaler Unternehmungen von unbestreitbarem Werth gerichtet: die Verstaatlichung der Eisenbahnen in großem Stil, den Kanalbau, die Arbeiterversicherung, die Reform der Staats- und Gemeindesteuern in der Art, daß jedem dieser öffentlichen Körper seine Sphäre scharf abgegrenzt wurde; und manches Andere.

Das klare Ergebnis dieser bald vierzigjährigen Geschichte ist negativ: den Beweis für eine überragende politische Begabung des gewiß reichbegabten süddeutschen Volkes hat sie sicher nicht erbracht. Woraus jeder kühle Politiker den Schluß ziehen wird, daß eine alle Bedenken überwindende Veranlassung, dem süddeutschen Beispiel zu folgen, nicht vorliegt. Man wird gut thun, die Folgen der süddeutschen Verfassungsänderungen abzuwarten. Was wir so oft und auch jetzt wieder gehört haben, ist ja wahr: in Norddeutschland lebt eine viel nüchternere, langsamere, härtere, vom Herkommen stärker beherrschte Bevölkerung. Aber aus solchem Stoff werden die Völker geschmiedet, die auf Dauer berechnete Staaten mit wohnlichen Einrichtungen zu schaffen verstehen. Nicht die glänzenden Hellenen waren es, die einen mächtigen Mittelmeerstaat ausgerichtet haben, sondern das von den Mäusen und Grazien verlassene, starr am Alten festhaltende, aber mit klarem Verstand und starkem Herzen ausgerüstete Volk der Römer. Nicht die hochbegabten Stämme der Kelten haben es vermocht, in der Nordsee einen wurzelfesten Staat einzurichten, sondern ein kühles, berechnendes, brutales Germanengemischel, dessen Nachkommen erst seit Reynolds und Gainsborough eine nationale Malerei besitzen und erst in unseren Tagen musikalische Kunstwerke geschaffen haben, ein Volk, dem selbst heute kein Verehrer nachsagen kann, daß seine geistigen Interessen von großer Bedeutung seien. Noch eine andere Anklage haben wir in diesen Tagen gehört, eine, die man für begründet halten muß: die Anklage, daß Preußen viele Fehler habe. Ich habe nicht die mindeste Reizung, als Vertheidiger Preußens aufzutreten; ich bin sogar bereit, zuzugestehen, daß seine Mängel eben so groß sind wie die der süddeutschen Staaten. Nur in einem Punkt kann ich mit den Anklägern nicht übereinstimmen, nämlich in der Meinung, daß diese Fehler und Mängel durch die Einführung demokratischer Einrichtungen radikal gehoben werden würden. Preußen hat seine höchste, die politische Entwicklung Deutschlands befruchtende Höhe erreicht, zuerst, als in der Zeit von 1640 bis 1815 hervorragende Fürsten, unterstützt von aus allen Theilen Deutschlands zusammenberufenen tüchtigen und genialen Beamten, die Herrschaft der Stände abgeschüttelt hatten; dann von 1866 bis 1890, als Bismarck, nicht mehr gehemmt durch Parlamente, seine kühnen Pläne ausführen durfte. Die in dieser Zeit gemachten Fortschritte haben uns das Deutsche Reich gebracht,

was ja Vielen ein Dorn im Auge ist, aber mit dem Reich auch Ansehen, was schon eine ziemliche Zahl von Leuten zu würdigen weiß, und endlich den mächtigen Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft, der sich breiten Schichten in der Erhöhung ihres Einkommens offenbart und dessen Taufschwerthe selbst die Sozialdemokraten mit Wonne genießen. Wenn nun trotzdem Preußen auch bei der reichsten Wahlzeit nie ein Wort des Dankes ausgesprochen wird, so mag Das ja (um es geschäftlich auszudrücken) ein Produkt eigener Provenienz sein, aber es ist auch nicht ausgeschlossen, wie Andere glauben, daß auf den süddeutschen Acker französischer Kunstdünger gefahren worden ist.

Doch es ist hohe Zeit, daß wir uns aus diesen Niederungen in die erhabenen Regionen emporzuschwingen, wo der zweite Grund für die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes gedeiht. Dieses soll, wie uns versichert wird, eine nothwendige Konsequenz des Liberalismus sein. Hier muß ich noch entschiedener als vorher widersprechen. Die Herren verwechseln Demokratie und Liberalismus. Das allgemeine Wahlrecht ist in der That eine nothwendige Folgerung aus den demokratischen Prämissen; aber es widerspricht den Grundanschauungen des Liberalismus. Der Beweis für diese Behauptung würde die Grenzen meines Aufsatzes überschreiten; daher darf ich mich hier damit begnügen, die wichtigsten Ergebnisse einer Abhandlung zusammenzufassen, in der ich ihn geführt habe.*) Von den großen Männern, die im achtzehnten Jahrhundert den Liberalismus begründet haben, fordert Niemand das allgemeine gleiche Wahlrecht. Montesquieu vertritt die relativistische Lehre, daß die Staaten nach der Gesamtheit ihrer Zustände entweder zur Demokratie, Aristokratie oder Monarchie bestimmt sein. Die bald nach dem Erscheinen des „Esprit des Lois“ auftretenden Physiokraten kämpfen für den wirtschaftlichen Liberalismus, aber politisch sind sie überzeugte Anhänger des aufgeklärten Absolutismus; bekannt ist der Zusammenstoß Rousseaus mit einem der Physiokratenführer, dem älteren Grafen von Mirabeau. Der Freiherr vom Stein verlangt eine Nationalrepräsentation, nicht als Konsequenz der Lehre von der Volkssouveränität, sondern zur Belebung des Nationalgeistes. Kant, der Radikale, hat gegen den Ausschluß der unteren Klassen vom Wahlrecht nichts einzuwenden; und Wilhelm von Humboldt, einer der schroffsten Individualisten dieser Zeit, fordert Fortbildung der bestehenden Einrichtungen. Welche Stellung Goethe, der Minister des zuerst mit einer Verfassung bedachten deutschen Kleinstaates, zur Volkrepräsentation eingenommen hat, ist ja ziemlich bekannt; doch lohnt es sich, sein Gespräch mit dem Fürsten Büdler-Muskau über diese Frage zu lesen. Die Annahme, daß alle diese Männer nicht gewußt haben sollen, was Liberalismus sei, wäre ja eine unglaubliche Thorheit; und leicht ließe sich beweisen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht auch dem Wesen des Libe-

*) Liberalismus und Demokratie. Zeitschrift „Hamburg“. 1907.

ralismus widerstreitet. Er setzt sich aus folgenden Ueberzeugungen zusammen. An erster Stelle steht die Idee von der segensreichen Bedeutung der Ungleichheit der Individuen, der Mannichfaltigkeit der Anlagen mit der auf ihr beruhenden Arbeitstheilung, die das Dasein eines Volkes so reich gestalten. Mit dieser Ueberzeugung steht es im offenbaren Widerspruch, Jeden als den Anderen unbedingt gleich zu betrachten. Wohl erkennt der Liberalismus die staatsbürgerliche Gleichheit an: die Gleichheit im Privat-, Straf-, Prozeßrecht (oder, was das Selbe ist, den Fortfall aller Privilegien), weil diese Gleichheit die Ungleichheit, die Mannichfaltigkeit, die Arbeitstheilung erst zu der für die Allgemeinheit nothwendigen Entfaltung bringen kann; aber die staatsrechtliche Gleichheit aller erwachsenen vollsinnigen Bürger (und Bürgerinnen): gleichen Einfluß auf die Gesetzgebung, diese Gleichheit widerspricht dem Liberalismus. Die staatsbürgerliche Gleichheit ist ein anderer Ausdruck für die Freiheit, von der der Liberalismus das Gedeihen des Einzelnen, das Wohl des Ganzen erwartet. Denn im Mittelpunkt dieser politischen Anschauung steht ja nicht das Alles beherrschende weise Willen der Obrigkeit, sondern dort stehen die Bestrebungen der Millionen der menschlichen Gesellschaft. Die in der Lust der Freiheit Leben empfangende und sich auswachsende Mühseligkeit: Das ist die zweite Ueberzeugung des Liberalismus. Alles Streben setzt Beweggründe voraus; und diese gebärt im Ueberfluß die Ungleichheit der Lebenslage, die den rastlosen Eifer, sich von einer sozialen Stufe zur anderen emporzuschwingen, erzeugt. Hiermit ist nun ein anderer Gedanke des Liberalismus verbunden, der Gedanke, das Wahlrecht abhängig zu machen von Eigenschaften, die sich der Einzelne durch eigene Tüchtigkeit erwerben kann. Aus den beiden besprochenen Ueberzeugungen sprießt die dritte hervor: die enge Verbindung, die der Liberalismus zwischen Rechten und Pflichten herstellt. So viele Pflichten, so viele Rechte; so viele Rechte, so viele Pflichten. Kann Jeder die Pflicht erfüllen, dem Staat durch Begabung und Uneigennützigkeit zu dienen, kann Jeder im gleichen Grade als Gesetzgeber und Verwaltungsbeamter seinen Mitbürgern nützlich sein? Wird diese Frage verneint, dann fällt damit auch die staatsrechtliche Gleichheit. Diese Darlegungen dürften ergeben haben, daß das dem Liberalismus entsprechende Wahlrecht das Mehrstimmenrecht ist (oder, wie man es mit einem höflichen Bastardnamen auch nennt, das Pluralwahlrecht). Wie jeder mit der Geschichte des Wahlrechtes Vertraute weiß, hat der Liberalismus ein Wahlrecht geschaffen, das ziemlich viele Kategorien von Personen ausschließt und das Recht der Wähler, etwa nach der Steuerleistung, abstuft. Aber ein wirklich tiefer begründetes und allseitig durchdachtes Recht hat er nicht ausgebildet; er wurde eben zu früh durch die Demokratie unterdrückt. Bis etwa 1825 hat der Liberalismus ein selbständiges, produktives Leben gehabt; in den Systemen von Saint-Simon und Fourier vermählt er sich mit sozialistischen Gedanken; er

ist auch noch später hier und da emporgeschludert. Aber im Wesentlichen war das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der siegreichen Demokratie. Nachdem sie sich mit dem Abfall der englischen Kolonien in den Vereinigten Staaten eine Stätte späterer korruptester Größe geschaffen, in Frankreich von 1793 bis 1795 mit Guillotine und Maximalpreisen zu einer höheren Stufe emporentwickelt, endlich mit der Eroberung der Schweiz durch Frankreich in das mittelalterliche Kantonengehewe eingemischt hatte, gewannen die demokratischen Ideen eine größere Macht, so daß sie selbst den Liberalismus und den Sozialismus durchsehten und verfälschten. Daß Demokratie und Liberalismus durch eine tiefe Kluft getrennt sind, wird ja keines Beweises mehr bedürfen. Dort Ungleichheit, hier Gleichheit; dort in der Lust der Freiheit emsiges Ringen, um sich über die Genossen emporzuschwingen, hier Beschränkung der Freiheit, um so viel wie möglich die Gleichheit der Lebenslage herzustellen; dort die Verbindung von Pflichten und Rechten, hier die einseitige Betonung der Rechte des Individuums, die, so viel wie möglich, auf minderwertige Arten der Gattung ausgedehnt werden sollen.

Sind Liberalismus und Demokratie so verschieden von einander: wie erheiternd wirkt dann die Behauptung, daß der Feldzug zur Hebung des Liberalismus geplant war! Ist anzunehmen, daß die Veranstalter in gutem Glauben gehandelt haben? Durchaus; sie kennen eben den Unterschied von Liberalismus und Demokratie nicht. Auf naive Schnitzer dieser Art, die die Gutgläubigkeit ihrer Verfasser beweisen, stößt man in der demokratischen Presse jeden Tag. Vor noch nicht langer Zeit berichtete ein großes demokratisches Blatt, der Reichskanzler habe zu einem englischen Journalisten gesagt, er glaube an den Sieg der Demokratie im zwanzigsten Jahrhundert. Woran das Blatt die Frage schloß, wie sich diese Meinung mit dem Agrarismus des Fürsten vertrage. Offenbar war der Schreiber des harmlosen Glaubens, daß ein Demokrat ein liberaler Freihändler sein müsse; er ahnte nicht, daß die Schweiz, Frankreich und die Vereinigten Staaten agrarisch sind. Und wie nachdenklich müßte ihn die Tatsache machen, daß die bedeutendsten Demokratien dem Schutzzoll huldigen! Ein anderer Herr behauptete in dem selben Blatt, kein Hohenzollern habe sich dem Einfluß der Junker entzogen. Er kannte offenbar Nachim den Ersten nicht, nicht den Kampf von 1640 bis 1740, in dessen Verlauf Friedrich Wilhelm I. „den Junkern gegenüber seine Souveränität wie einen rocher de bronze stabilirte“. Beide Notizen standen in der verbreitetsten demokratischen Zeitung Deutschlands, im Berliner Tageblatt. Sie machen eine zweite Proklamation, die sonst unglaublich erscheinen würde, erst verständlich. Sie lautete: der Liberalismus sei zu Grunde gegangen, weil große Aktionen, wie die damals begonnene und nun beendete, die ihm neue Lebenskräfte zuführen sollte, früher nicht unternommen worden seien. Wer das Hinscheiden des sogenannten Liberalismus mit erlebt hat,

weiß, daß er starb, weil er kein Liberalismus war. Der Liberalismus der sechziger und siebenziger Jahre war eine Olla Potrida von demokratischen, manchesterlichen, radikalen, jakobinischen und einigen wenigen liberalen Brocken. (Ich sage: Olla Potrida, nicht zusammengekochtes Essen, weil der spanische Ausdruck einen so unwiderstehlich belehrenden Nasentropfen ausströmt.)

Doch ich will alle anderen Proklamationen übergehen, selbst die tödliche, daß der Feldzug der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln nehmen solle, obgleich man erwartete, daß die Sozialdemokratie ein Hilfscorps stellen werde, und noch deutlicher die Frage beantworten, wofür ich hier eintreten wolle. Nicht für die Erhaltung des bisherigen preussischen Wahlrechtes, sondern für das Mehrstimmenrecht, das wahrhaft liberale Wahlrecht, das Wahlrecht des Liberalismus, der sich auf sein Wesen besonnen und sich von allen ihm feindlichen, fremden Elementen befreit hat. In den letzten dreißig Jahren hat er viel gelernt. Er hat den Radikalismus, diese Geistesrichtung gedankenarmer und denkfauler Politiker, abgestreift; er weiß das Unberechtigte vom Berechtigten im Manchesterthum zu unterscheiden: er sieht ein, daß die Wirtschaftspolitik nicht nur von wirtschaftlichen Beweggründen beherrscht sein kann, daß im Wirtschaftsleben nicht gleich starke Individuen einander gegenüberstehen und die volkswirtschaftliche Entwicklung neben das Reich der Freiheit ein Reich der Ordnung gestellt hat; die anarchistische Meinung, daß die nothwendigen Schranken des gesellschaftlichen Ringens nicht durch Gesetz festgelegt und mit staatlichen Mitteln aufgerichtet werden sollen, hat er in die Kumpfkammer geworfen; der Kulturkampf hat ihn darüber belehrt, daß die auch auf geistigem Gebiete durchaus berechnete Souveränität des Staates ihre Schranken hat, was der im Gewande der Freiheit auftretende Jakobinismus, diese zum Wahnsinn gesteigerte Staatsallmacht, nie zu lernen vermochte. So ist der Liberalismus der Vergangenheit, nachdem ihn die Flammen der Prüfungen von allen späteren fremden Zusätzen gereinigt haben, der Liberalismus der Gegenwart geworden. Er erweist sich als das wahrhaft moderne politische System, weil seine Grundüberzeugungen in Harmonie mit der Wissenschaft unserer Tage stehen, mit der Biologie, der Anthropologie, der Soziologie. Den überlebten Idealen der Vergangenheit nachzujagen, der Demokratie und der Sozialdemokratie, die im neunzehnten Jahrhundert ihre Zeit gehabt und ihre Unzulänglichkeit bewiesen haben: nicht darin kann unsere Aufgabe bestehen, sondern darin, daß wir neue Formen des staatlichen Lebens schaffen, die den Bedürfnissen des zwanzigsten Jahrhunderts genügen.

Mag also Süddeutschland am Alten festhalten, mag Norddeutschland neue Bahnen wandeln! Und nach fünfzig Jahren sollen unsere Nachkommen entscheiden, welches der bessere Weg gewesen ist.

Professor Dr. Wilhelm Hasbach.



Ismael.*)

Nach dem Tod Gregors des Großen schien das Christenthum in dem ganzen bekannten Europa gesiegt zu haben, in Byzanz, Palästina, Egypten und an der Mittelmeerküste Afrikas. Der Sieger aber wollte sich gerade zur Ruhe begeben, als etwas ganz Neues, Unerwartetes eintrat, das Christenthum mit dem Untergang bedrohte und einen neuen Volksstamm auf den Schauplay brachte. Ismaels Nachkommen, Abrahams uneheliche Söhne, die in Wästen herumgeirrt waren, begannen, die Wästenwanderung fortsetzend, sich unter Fahnen zu sammeln und sich ein Kanaan zu suchen.

Sechs Jahre nach Gregors Tod wurde der damals vierzigjährige Prophet, Mohammed mit Namen, „erweckt“; und wie eine Feuersbrunst breiteten sich seine Scharen aus. Und hundert Jahre später glaubte das christliche Europa, der jüngste Tag sei gekommen. Des Christenthums erste Eroberungen, Syrien, Palästina, Kleinasien, Egypten und die afrikanische Küste, waren abgefallen und hatten dem neuen Antichrist gehuldigt. Byzanz war bedroht, Sizilien und Sardinien waren genommen und Italien war in Gefahr.

Von der südlichen Spitze Spaniens konnte man bei klarem Wetter nach der afrikanischen Küste hinübersehen, wo die Sarazenen wohnten.

Spanien war nämlich ein Land, das, ziemlich entfernt von Rom, sich zu einer der reichsten Provinzen ausgewachsen und entwickelt hatte, nachdem von Phöniziern und Kathagern zuerst der Grund zu einer Civilisation gelegt worden war. Als sich aber Rom auflöste, stürzten Barbaren, die von der Ostsee kamen und zu den neuen germanischen Völkern gehörten, deren Zukunft Tacitus prophezeit hat, über Spanien her, gründeten ein Reich oder zwei und besaßen nun am Anfang des achten Jahrhunderts die prächtigen Hauptstädte Toledo und Sevilla.

In Sevilla, in dem schönen Andalusien, am Guadalquivir, saß der alte Jude Eleazar in seinem Waffenladen und zählte die Tagelöhne.

*) „Historische Miniaturen“: so heißt ein neues Buch von August Strindberg (der getreue Schering hat's übersezt und bei Georg Müller in München wird's im September erscheinen). Ein sehr interessantes Buch; natürlich: denn es ist von Strindberg. Aber auch ein Buch, das beim großen Publikum Erfolg haben kann. Erfolg haben muß, möchte ich dreist sagen. Nicht von Schweden wird hier geredet, nicht aus der Naturgeschichte erzählt. Ein philosophischer Kopf und ein Dichter läßt uns die Visionen schauen, zu denen das Studium der Menschheitsgeschichte ihm das innere Auge geöffnet hat. Julianus, der Apostat, und Peter, der Eremit, treten vor unseren Blick; Attila und Luther, Alkiabiades und Eginhart. Wir sehen die Reiche der Pharaonen und der Jaren, das Athen des Sokrates und die frohliche Insel Heinrichs des Achten. Vieleslei. Zwanzig kleine Geschichten. Jede lebt. So stark ist die Vision, daß sie uns zwingt, an diese Länder, diese Menschen zu glauben. Daß die Frage, ob diese Kulturkreise wirklich so gewesen seien, gar nicht erst aufkommt. Wie hat der merkwürdige Poet sich mehr als Aljamiasser gezeigt. Eine Geschichte („Der Große“) kennen die Leser der „Zukunft“ schon; „Ismael“ ist nur ein Prob-schen. Werden die Stockholmer Herren nun noch länger zögern, ihrem großen Landsmann den Nobelpreis zu geben? Dem Mann, dessen Lebensleistung heute kein Poet erreicht? Der in der knappsten Skizze mehr Kunst und mehr Persönlichkeit giebt als Björnson in biden Bänden? Der seit dem Tode der Lyorenbeichte ins Maß der Weltgedichte gewachsen ist?

„In diesen Zeiten werden viele Waffen verkauft“, sagte plötzlich ein Fremdling, der unbemerkt an den Tisch getreten war.

Elezar sah auf, fand das Aussehen des wohlgekleideten Fremdlings ansprechend und antwortete vorsichtig: „Ja, allerdings werden viele verkauft.“

„Erwartet Ihr Krieg?“

„Hier ist immer Krieg; am Meisten jedoch Wortkrieg.“

„Du meinst die zwanzig Konzile, die man hier gehalten hat. Die Christen sind nie einig.“

Elezar antwortete nicht.

„Entschuldige“, fuhr der Fremdling fort, „aber ich vergaß, wer Du bist; das letzte Konzil möchtest Du am Liebsten vergessen!“

„Nein, niemals! Wie sollte ich?“

„Es richtete sich gegen Dein Volk . . .“

„Und mein einziger Sohn, der im Begriff stand, sich mit einer christlichen Jungfrau zu verheirathen, mußte sie verlassen, da die Ehe mit Juden verboten wurde.“

„Nun, und wie endete es?“

„Er konnte es nicht überleben, sondern legte Hand an sich selbst; und als sie ihm in den Tod folgte, bekamen wir die Schuld; verloren Eigenthum und Freiheit.“

„Elezar!“ rief der Fremdling. „Kennst Du mich nicht?“

„Nein!“

„Wenn ich aber meinen Namen nenne, weißt Du, wer ich bin: Julius, Graf Julius . . .“

„Seid Ihr — Graf Julius?“

„Ich bin der Selbe, dessen Tochter Florinda in Toledo erzogen wurde und König Roderich in die Hände fiel, dem Räuber und Wüstling . . . Darf ich zu Dir in Deine Kammer eintreten? Wir haben einander viel zu sagen!“

Elezar zögerte, obwohl die Beiden als gekränkte Väter verlorener Kinder manch Gemeinsames haben mochten. Ihm war nämlich bang vor den Christen, die gerade anfangen, die Juden zu verfolgen. Der Graf verstand Das, ließ aber den Griff nicht los, denn er schien mit seinem Besuch eine bestimmte Absicht zu haben.

„Laß mich in Deine Kammer und ich will in drei Worten mein Geheimniß und Deins sagen.“

Elezar wollte nicht nachgeben, begann aber, zu parlamentiren. „Sagt ein Wort! Ein einziges, das mich überzeugt!“ bat er.

„Oppas! Da hast Du eins!“

Elezar öffnete die Augen, bat aber um noch ein Wort.

„Zijads Sohn!“

„Noch besser!“ sagte Elezar. „Jetzt aber das letzte!“

„Bar-Koch-Ba!“

Elezar reichte ihm seine Hand. „Tretet ein unter mein Dach, eßt von meinem Brod und trinkt von dem gesegneten Wein.“

In einem Augenblick war der Laden geschlossen und die beiden Alten saßen beim Abendbrod in der Ladenkammer.

Das Gespräch war im Gang.

„Wir Hebräer sind einige Hunderttausend hier in Spanien. Als nämlich Kaiser Hadrian zum letzten Mal Jerusalem zerstört hatte, schickte er fünfzigtausend

Hebräer hierher. Das ist sechshundert Jahre her und wir haben uns natürlich vermehrt: ja, bis zu der Menge, daß man neunzigtausend von den Unseren zur Taufe zwingen konnte. . . Auch ich bin getauft; aber ob sie mich auch mit Wasser begossen haben: ich habe den Glauben meiner Väter behalten; und wie könnte ich anders? Die Christen haben keinen Glauben, sondern viele. Die Synode, die 589 in Toledo tagte, lehrte, daß der Heilige Geist nicht bloß vom Vater, sondern auch vom Sohn ausgeht. Aber die Synode von 675 verkündete, der Sohn sei nicht nur vom Vater, sondern auch vom Heiligen Geist gesandt. Das ist ja Unsinn; und darum fallen sie selber von ihrer Lehre ab. Statt aber zum Alten Testament zurückzufallen, das die Mutter des Neuen ist, stürzten sie in Unglauben und Heidenthum. So ist's ja auch mit dem Erzbischof Oppas selber in Toledo, der sich Christus-hasser nennt und lieber den Islam anerkennt als Rom."

„Kennst Du Oppas?"

„Er ist unser Mann!"

„Du nennst den Islam: was meinst Du zu der Lehre?"

„Das ist ja unser heiliger Glaube: ein einziger Gott, der Einzige und Wahre. Und der Prophet ist ja Abrahams Nachkomme, der die Verheißung geerbt hat. Ismael war ja von der Magd, aber doch Abrahams Same!"

„Aber Mohammed vertrieb die Juden aus Arabien."

„Ja, Das that er; er war nicht vollkommen. Das hat sich jedoch geändert. Alles ändert sich; um so besser. Mohammed bekam seine ersten Eindrücke von seinem Vetter Waraka, der von jüdischer Herkunft war, und ansangs war Mohammed sehr freundlich gegen Israel gestimmt; ja, nicht gen Kaaba sollten sich die Gläubigen im Gebet wenden, sondern gegen Jerusalem. Es giebt auch eine Uebersetzung, der Prophet sei Jude gewesen; und Das kann man sagen, da er Araber oder Ismaelit war, was das Selbe ist."

„Und Ihr wollt jezt lieber unterm Halbmond dienen als unterm Kreuz?"

„Gewiß!"

„Und Simon, den Ihr Bar-Koch-Ba nennt, steht in Unterhandlung mit dem Erzbischof Oppas, um Roderich zu stürzen?"

„Das ist die Wahrheit!"

„Gut, dann bin ich dabei! Aber merke genau auf Das, was ich sage: Wenn unser gemeinsames Ziel der Sturz des Westgothenkönigs ist, so habe ich als Gouverneur von Ceuta auf der afrikanischen Seite mich beim Emir Mussa al Naxir und seinem Oberst Tarik, Bijaß's Sohn, erkundigt, ob sie uns vielleicht gegen Schadensersas von Ceuta und Umgegend Hilfe leisten. Glaubst Du, man magt, den Sturm loszulassen?"

Elezar kaute seinen Bart. „Ist er nicht los?" fragte er trocken.

„Seid Ihr weiter gekommen, als ich weiß?"

„Was wißt Ihr?"

„So, so, Ihr seid so weit? Nun gut! Mit meinem schönen Spanien ist es dann zu Ende!"

„Nichts geht zu Ende; es ändert sich nur, nachdem es seine Zeit gehabt. Spanien hatte seine Zeit, als es Rom Kaiser gab: Trajan, Hadrian, Antonius, Marc Aurel, Theodosius, die eben so gut Iberer und Rhönizier sein könnten. Spanien gab Rom Gelehrte und Dichter: Seneca, Lucan, Martial, Quintilian,

Vomponius Mela, Columella. Das ist fünfhundert Jahre her; und jetzt haben wir die Barbarei gehabt unter christlichen Nordländern von der Ostsee. Jetzt können wir etwas Morgenland gebrauchen!"

„Glaubst Du an die Zukunft des Islams?“

„Ja. Ruffa hat geschworen, daß er Hannibals Weg über Gallien und Germanien nach Rom gehen wird, um die ‚Heiden und Frauenverehrer‘ zu dem einzigen wahren Gott zu bekehren.“

„Das wirst Du? Dann giebt es keine Umkehr?“

„Rein! Es ist zu spät! Am neunzehnten Juli geht der Halbmond auf über Spanien; und er wird wohl seinen Wechsel bis zum Vollmond aushalten. Was dann folgt, wissen wir nicht. Das geht uns auch nicht an. Denn Einer herrscht: der Herr Jehosah.“

Am siebzehnten Juli des Jahres 711, als es dunkel geworden, wurden Feuer auf der südlichsten Spitze Spaniens, Punta de Europa, angezündet. Und auf der afrikanischen Küste, zw'i Reisen davon, antwortete man mit ähnlichen Signalen. Ein westlicher Wind wehte vom Ozean her und führte eine saragenische Flotte mit fünftausend Mann in Waffen und mit Pferden heran. Auf der Spitze Europas, die später Gibraltar hieß, hoch oben auf der abschüssigen Klippe standen langbärtige Bürger und schürten die Feuer, warfen Brennholz darauf, bliesen in die Bluth. Am Morgen landete die Vorhut am Fuß der Klippe. Und damit begann die Eroberung von Spanien durch die Mauren.

Ruffa Ibn Ruffa kam am folgenden Tage mit der Hauptmacht. Der Westgotenkönig versammelte schleunigst hunderttausend Mann, und da er sich unüberwindlich glaubte, fuhr er hin, sich den Sieg anzusehen. In Seide und Gold gekleidet, wie ein byzantinischer Kaiser, lag er in einem Wagen aus Elfenbein, der mit zwei weißen Maulsejeln bespannt war, und ihm folgten Mundschänke und Haremfrauen.

Drei Tage lang ging Alles gut; aber am vierten geschah etwas Unerwartetes. Zwischen den Bergen und Flüssen von Andalusien eingeschlossen, vermochten sich seine Schaaren kaum zu rühren. Der König hatte sich am Ufer des Guadalete gelagert. Da sah er von den Höhen sein Volk wie einen Fluß herunterstürzen, die eine Abtheilung unter dem Erzbischof Oppas, die andere unter dem Grafen Julius. Roderich, der glaubte, sie stöh'n vom Feind, brach das Lager ab, konnte aber nicht umkehren, sondern wurde in den Fluß hinuntergebrängt. Schwimmend wollte er das andere Ufer erreichen. Da aber stieß er auf Vogenschützen.

Auf einem rothen Kieper kam eine Amazone ans Ufer gesprengt und richtete ihren Bogen auf den Ertrinkenden, der sich mitten in der Strömung hielt. Auf dem Ufer winkten die Feinde auf der gegenüberliegenden Seite zuwinken, also das Zeichen des Friedens geben.

Als er verstand, daß Verrätherei im Spiel war, ging er auf den Grund; und mit ihm das ganze Westgotenreich.

Muß: zog sofort nach Toledo, ehe eine neue Königswahl stattfinden konnte; und damit war der Islam zu Haus in Europa und blieb dort bis 1492.

Die Juden, die den Mauren die kräftigste Hilfe geleistet, wurden sofort befreit; und in jede einzelne Stadt Spaniens wurde ein Jude als Statthalter gesetzt.

In den Quellen des Clitumnus.*)

Don dem Berg hernieder, um den im Winde
Dunkle Eschen wogen, der weit die Lüfte
füllt mit frischem Duft von Salbei und Thymian,
Eilen auch heute,

O Clitumnus, immer zu Dir am Abend
Noch die Heerden, badet der Umbreknahe
Noch das widerstrebende Schaf in Deinen
Wellen, indessen

Von der Brust der sonnenverbrannten Mutter,
Die an halbzerfallener Hütte singend
Barfuß sitzt, der lachende runde Säugling
Sich nach ihm umschaut:

Ernsthaft ruht der Vater, in Ziegenfelle
Gleich den alten Faunen gehüllt, die starken
Jungen Ochsen vor dem bemalten Wagen
Umsichtig lenkend.

Jene breiten, stattlichen Ochsen, denen
Hoch am Kopf gebogene Hörner ragen,
Zahmen Blicks, schneeweiß, die Vergil, der milde,
Immer geliebt hat.

Dunkle Wolken braun auf dem Apennin und
Von den Bergen rings und den kleineren Hügeln
Blickt voll ernster Größe das weite grüne
Umbrien nieder.

Dich begrüß ich, grünendes Land der Umbrer!
Dich auch, Gott des Quells, o Clitumnus! freudig
fühl ich hier italischer Heimathgötter
Hauch um die Sterne!

Sagt, wie kam die klagende Trauerweide
Her zum heiligen Ufer? Vom Apennin mag
Dich der Wind entwurzeln, Du weicher Baum für
Schwächliche Zeiten!

Wintern trotz, schwärzliche Eiche, hier und
flüstre dann im knospenden Mai geheime

*) Als Herr Paolo Zenrini am siebenzehnten August hier über Carducci sprach, bedauerte er, daß der Dichter in Deutschland so wenig bekannt sei. Briefe mancher Leser haben mich bestätigt. Ich will deshalb ein Gedicht abdrucken, das auch Herr Zenrini besonders gerühmt hat; und entnehme es der neuesten Carducci-Üebersetzung („Ausgewählte Gedichte“), die Frau Bettina Jacobson, eine dem Dichter befreundete Dame, noch mit seinem Beistand unternommen und jetzt im Insel-Verlag herausgegeben hat.

Mären, Du, von grünem und immerjungem
Ephen umrannte.

Dich bewachen, Heiliger Quell, Cypressen
Hier, gleich Niesen; sing uns in ihrem Schatten,
O Clitumnus, sing uns die alten Lieder
Deiner Geschichte.

Zeuge Du dreimaliger Herrschaft, sag uns,
Wie der ernste Umbter in grauem Zweikampf
Wich dem lanzenschwingenden Kriegervolk jener
Starken Etrusker.

Sag uns dann, wie über verbundene Städte
Nieder vom cimintischen Wald Gradivus (Mars)
Mächtig schritt, aufrichtend Dein stolzes Zeichen,
Siegerin Roma.

Aber Du, italische Gottheit, eintest
Bald den starken Sieger mit dem Besiegten.
Als den Trasimenischen See die Puner
Kämpfend umtobten,

Stieg auch Dir zu Ohren ein Ruf, es dröhnte
Vom Gebirg zurück aus gewundenen Hörnern:
„Du, der Rinder weidet auf nebelreicher
Erft bei Merania,

Du, o Pflüger dort an der Hügel Abhang,
Links vom Nar, und Du, der die grünen Wälder
Bei Spoleto lichtet und der in Todi
feiert die Hochzeit:

Laß den fetten Ochsen im Röhricht, laß den
Jungen Stier inmitten der Furchen, laß den
Keil im Eichenstamme, die junge Gattin
Laß am Altare;

Stürme fort und renne mit Pfeil und Bogen,
Mit der Keule renne, mit Axt und Lanze
Dorthin, wo Italias Penaten drohend
Hannibal nah rückt.“

Hei, wie lachte strahlend die Sonne nieder
In das schön umschlossene Thal, als jener
Mauren Flucht und wilde Verwirrung sah das
hohe Spoleto!

Jener Mauren auf den Numidierpferden,
Heulend in dem grauen Gemehel, Pfeile

Dicht wie Hagelwolken und siedend Del und
Siegesegefänge!

Alles schweigt nun. Drinnen im klaren Bache
Seh ich nur die quellende Uder rinnen;
Und sie kränzelt, leise wallend, den Spiegel
Seines Gewässers.

Tief hinabgesunken zum feuchten Grunde
Lacht ein Wald herauf mit versteinten Nessen,
Wo der grüne Jaspis dem Amethyst sich
Liebevoll anschmiegt.

Blauem Saphir gleichen die Blumen, spielend
Wie ein Abglanz härterer Diamanten,
Lockend winkt ihr Schimmer hinab zur grünen
Schweigenden Tiefe.

Dort am Fuß der Berge, im Eichenschatten
Ist die Quelle Deines Gesangs, Italia!
Ja, es lebten Nymphen allhier und Götter
Weihten dies Lager!

Mit den blauen wallenden Schleiern tauchten
Einst Najaden auf und am stillen Abend
Riefen sie die bräunlichen Schwestern droben
Laut von den Bergen.

Reigentänze führten sie da im Licht des
Hohen Mondes, fröhlich im Choresingend,
Wie einst Janus Liebe entflammt zur schönen
Nymphe Camena.

Denn des Landes Tochter, die starke, freite
Dort der Gott, auf dampfenden Apenninen
Füllten Regenwolken sie ein: Italias
Volk ward geboren

Alles schweigt nun, Alles! Vereinsamt bist Du,
O Clitumnus! Von den geschmückten Tempeln
Blieb nur einer Dir und darinnen thronst Du
Nicht mehr als Gottheit.

Nicht mehr neht die heilige Fluth die stolzen
Opferstiere, wenn sie Trophäen Romas
Nach den Tempeln würdiger Ahnen brachten;
Keine Triumphe

feiert Roma. Ein Galiläer stieg zum
Kapitole, röthlich sein Haar; er warf ein
Kreuz ihr in die Arme und sprach: „Das trage,
Trags und gehorche!“

Weinendßlohn die Nymphen in ihre Flüsse,
In den Mutter Schoß der gebräunten Rinden
Oder wehten klagend als feuchte Wolken
Hoch auf die Berge,

Als ein Trupp von seltsamen Leuten durch die
Leeren weißen Tempel, die Säulentrümmer,
Litaneien singend, in schwarzen Kutteln
Langsam heranzog.

Und verödet blieben fortan die Felder,
Zengen alten Fleisches, die Hügel, eines
Weltreichs Male; aber die Oede nannten
Jene: Reich Gottes!

Sie entrißen Männer dem Pfing, der Hoffnung
Hochbetagter Väter, erblühter Frauen;
Fluchend, Iwo die göttliche Sonne freundlich
Segnend herabsah.

Allem Leben fluchend und aller Liebe
Und in wüsten Träumen befangen, wähten
Sie, in Felsengrotten, durch grause Qualen
Gott zu versöhnen

Zogen, vom entfesselten Wahne trunken,
Durch die Städte und in verzückten Tänzen
Flehten den Gekreuzigten um Verachtung
Jene Anselgen.

Sei begrüßt nur, von des Jhissus Ufern
Bis zum Heiligen Liber, Du heitre, wahre,
Ganze Menschenseele! Die Nacht entschwand; nun
Wache und herrsche!

Aber Du, Erzeugerin unverdrogner
Starker, schollenbrechender Kinder, wilder,
Kampfesmuthig wiehernder Roffe, treue
Mutter Italia,

Mutter goldner Aehren und süßer Trauben,
Eder Kunst und ewiger Gesetze, freudig
Grüß ich Dich! Dir sing ich des alten Ruhmes
Hymnus von Neuem.

Beifall spenden, Umbria, Deine grünen
Fluten, Berg und Flüsse dem Sang. Dort drüben
Keucht und pfeift, nach neuem Erwerb begierig
Jugend, das Dampfroß.

Giosuè Carducci.



Das Stammkapital der Reichsbank.

Soll das Grundkapital der Reichsbank erhöht werden? Ueber die Vorschläge, die Mindestguthaben im Giroverkehr zu erhöhen und das steuerfreie Notenkontingent zu vermehren, habe ich schon gesprochen; der neueste Vorschlag lautet: Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank. Alle jetzt umfrittenen Reformpläne sind schon einmal erörtert worden: 1899, vor der Erneuerung des Bankgesetzes. Seitdem hat der Zustand der Wirtschaft sich an manchem Punkt verändert, ist manches reif geworden, was damals keimte: Grund genug, die Vorschläge heute wieder zu prüfen. Vielfach hört man, die Mehrung der Mittel werde die Leistungsfähigkeit der Reichsbank steigern. Mit höherem Stammkapital (nebst Reservefonds) könne das Centralnoteninstitut seinen Kreditkreis erweitern, ohne gezwungen zu sein, den Diskont zu erhöhen. Diese Ansicht wird durch den Irrthum gestützt, daß die Reichsbank eine Aktiengesellschaft im landläufigen Sinn sei. Da hätten zunächst natürlich die eigenen Mittel (Aktienkapital und Reserven) mitzuarbeiten. Unsere Reichsbank ist aber keine Aktiengesellschaft im Sinn des Handelsgesetzbuches; sie ruht auf der Basis besonderer Reichsgesetze und die Besitzer ihrer Anttheile haben nur eng begrenzte Befugnisse. Das Reich leitet und verwaltet die Bank; die Organe der Anttheilbesitzer (Centralausschuß und Deputirte) wirken nur beratend und kontrollirend mit. Diese Verschiedenheit der Reichsbank von einer Aktiengesellschaft darf man nicht vergessen. Ein Vierteljahrhundert lang betrug das Stammkapital 120 Millionen. Am ersten Januar 1901 waren 150, vom ersten Januar 1905 an wurdens 180 Millionen. Dazu kommt ein Reservefonds von 64,81 Millionen; im Ganzen also 244,81 Millionen. Hat diese Summe im Geschäftsbetrieb der Reichsbank nun solche Bedeutung, daß ihre Vermehrung eine wesentliche Steigerung der für den Kredit verwendbaren Kapitalien bewirken würde? Wer in dem Stammkapital der Bank nur einen Sicherheitfonds für ihre Gläubiger sieht, muß natürlich fordern, daß es dem Betrieb entzogen werde. So ist bei den Banken von Frankreich und von England. Beide Institute haben ihre eigenen Kapitalien in Staatspapieren festgelegt. Und in den Statuten der Bank von Frankreich heißt es ausdrücklich, die Bank dürfe ihr Grundkapital nicht zu ihren Operationen verwenden, sondern müsse es als Sicherheitfonds gegen Verluste am Portefeuille betrachten. Solche Vorschriften haben wir nicht. Auch das Grundkapital der Reichsbank hat aber, wie ihr Präsident selbst ausgesprochen hat, in erster Linie den „Charakter eines Garantiefonds gegenüber den Bankgläubigern“; kommt für die Betriebsmittel zunächst also nicht in Betracht. Die wichtigsten Betriebsmittel einer Notenbank sind die Noten und die fremden Gelder. Die Reichsbank hat einen Theil ihres Stammkapitals in Grundbesitz angelegt (nach der letzten Bilanz 50,09 Millionen) und verwendet einen Theil im Wechselgeschäft und in dem nicht zur Notenbedeckung dienenden Lombardgeschäft. Wenn solche Art der Verwerthung so gewichtig wäre, wie die Empfehler der Kapitalserhöhung jetzt behaupten, dann müßte diese Bedeutung im Wechsel- und Lombardgeschäft und in der Bewegung des Diskontsatzes erkennbar sein: jede Vermehrung des Grundkapitals müßte hier Verminderungen bewirken. Davon war bisher nichts zu merken. Der Durchschnittsdiskont war in den Jahren, wo das Stammkapital der Reichsbank 120 Millionen betrug, 4,14 Prozent; als das Kapital auf 150 Millionen vermehrt wurde, stieg er auf 4,36 Prozent; seit das Grundkapital

180 Millionen beträgt, ist der Durchschnittssatz auf 4,99 Prozent gestiegen. Die Kapitalserhöhungen haben den Wechselzinsfuß der Reichsbank also nicht erniedrigt. Auch eine dauernde Vermehrung des Barvorrathes ist nicht zu konstatiren. Wohl erhöhte sich der Durchschnittsbestand im Jahr 1901 (nach der ersten Kapitalserhöhung) von 853,84 auf 947,18 Millionen; aber schon im Jahr 1903 war er wieder auf 942,50 Millionen zurückgegangen. Nach der zweiten Kapitalserhöhung (1905) stieg er von 972,06 auf 1019,23, sank 1906 aber auf 948,77 Millionen. Diesmal wird der Durchschnitt noch niedriger sein. Die Anlagen in Wechseln zeigen in den Jahren nach den Kapitalserhöhungen keine Abnahme, sondern eine Vermehrung (845,35 gegen 800,18 und 908,81 gegen 823,35 Millionen); dagegen sind die Lombarddarlehen in beiden Jahren etwas geringer (zuerst um 7, dann um 2 Millionen). Die eigenen Mittel des Institutes waren jedesmal um mehr als 40 Millionen erhöht worden; da zeigt die geringe Abnahme der Lombardanlagen noch keine nennenswerthe Erleichterung. Seit den Jahren der ersten Kapitalserhöhung haben die Anlagen in Effekten sehr zugenommen. Der Durchschnitt war 1900 noch 20,14, schon 1906 aber 117,08 Millionen. Effekten sind hier die Wechsel des Reichsschatzamt, die die Reichsbank diskontiren muß. Ihre verfügbaren Mittel sind also mehr und mehr vom Reich in Anspruch genommen und dem öffentlichen Kredit entzogen worden. Die Kapitalserhöhungen haben eher der Reichskasse Vortheil gebracht als dem Handelsverkehr. Das war, als sie beschloffen wurden, wohl nicht als ihr Zweck gedacht.

Die angeführten Ziffern weisen auf einen sehr wesentlichen Umstand hin; sie zeigen: die Kapitalserhöhung sichert noch nicht die Vermehrung des Barvorrathes und die Erleichterung der Kreditgewährung. Wer glaubt, jede Kapitalserhöhung müsse der Reichsbank neues Metallgeld zuführen, vergißt, daß dieses Geld doch irgendwoher kommen, also dem Verkehr entzogen sein muß. Die umlaufenden Mittel werden verringert, um das für die neuen Reichsbankanteile erforderliche Kapital zu schaffen. Gegen dieses System spricht manches Bedenken. Ob das neue Kapital durch Einzahlung von Metallgeld oder Banknoten, durch Lombardirung von Effekten und Diskontirung von Wechseln beschafft wird: in jedem Fall wird der Wirtschaft Betriebskapital entzogen. Die Reichsbank muß, wenn mehr Kapital in ihren Anteilen festgelegt ist, mehr Kredit geben, mehr Wechsel diskontiren; daß es so ist, haben die angeführten Ziffern bewiesen. Nach den Kapitalserhöhungen nahmen die Wechselanlagen zu. Ein günstigerer Barbestand wird durch die Kapitalserhöhung nicht erreicht. Diese Erhöhung wird auch von dem Status der Bank nicht gebieterisch verlangt. Trotz der manchmal hohe Spannung zeigenden Wochenausweisen ist die Reichsbank das liquidaeste aller Kreditinstitute. Banknoten und Girogelder sind die täglich fälligen Verbindlichkeiten der Bank, die durch leicht greifbare Aktiven gedeckt sein müssen; als solche gelten die gesammten Barmittel und der Wechselbestand. Kurzfristige Wechsel sind Bargeld; deshalb bestimmt das Bankgesetz, daß der nicht durch Barbestand gedeckte Theil der Noten durch Wechselforderungen gedeckt sein muß. Dem Wechseln gleich stehen die diskontirten Schapanweisungen des Reiches, die ja ihrem Wesen nach Wechsel sind, wenn sie auch als Effekten gebucht werden. Im Durchschnitt des Jahres 1906 betrug die Summe der täglich fälligen Verbindlichkeiten (Noten und Girogelder) 1963 Millionen, die Summe der zur Deckung geeigneten Aktiven (Barbestand, Wechsel und Schatzscheine) 2056 Millionen. Das ergab eine Ueberdeckung von 93 Millionen. Auch wenn die nicht zur Deckung passenden Anlagen im Lombard, die im Durchschnitt des Jahres 1906 nur 84 Millionen be-

trugen, nicht einen Teil des Grundkapitals repräsentierten, sondern zu den Girogeldern gehörten, wären die fälligen Verbindlichkeiten noch reichlich gedeckt gewesen. Daraus ergibt sich, daß die Verwendung des nicht in Immobilien festgelegten Kapitals nicht unbedingt notwendig ist, um den Status der Bank liquid zu halten. Man kann die Probe, die ich für das Jahr 1906 gemacht habe, mit jedem anderen Jahre machen: und wird immer finden, daß die Verbindlichkeiten des Institutes mindestens voll gedeckt sind. Das Grundkapital hat also in der langen Zeit, in der es mit dem Reservefonds nur 130 bis 150 Millionen betrug, keinen Einfluß auf die Liquidität der Bank geübt, obwohl deren Umsätze von Jahr zu Jahr beträchtlich gestiegen sind. Wenn das Grundkapital für die Reichsbank so wichtig wäre wie für eine normale Aktiengesellschaft, dann hätte man es nicht fünfundszwanzig Jahre unverändert gelassen; und in diese Zeit fiel die Hochkonjunktur der Jahre 1898 bis 1900, die an den Reichsbankkredit hohe Ansprüche stellte. Unter solchen Umständen ist auch die Frage nach dem Verhältnis des Bankkapitals zu den fälligen Verbindlichkeiten nicht sehr wichtig. Die Verschiebung ist übrigens nicht allzu groß: 1876 waren es 13½, 1906 rund 10 Prozent. Aber die Ziffer ist ohne jede Bedeutung, weil bei der Deckung der Verbindlichkeiten das eigene Kapital des Noteninstitutes nicht in Betracht kommt.

Um den Lombardverkehr, die Annahme von Waaren und Wertpapieren als Pfand gegen ein zu genießendes Darlehen, weiter auszubehnen, braucht die Reichsbank kein größeres Kapital. Die 194 Millionen, über die sie verfügt (50 Millionen sind, wie gesagt, in Grundbesitz festgelegt), würden dazu ausreichen; der Höchstbetrag der Durchschnittsanlage im Lombard ist ja nicht über 108,32 Millionen (1897), ist in der ganzen Zeit erst zweimal über 100 Millionen hinausgegangen. Das Stammkapital hätte also zur Befriedigung weit größerer Ansprüche genügt, als die Bank bisher befriedigt hat. Das Reich könnte bei der Diskonturierung seiner Wechsel wohl etwas mehr Schonung walten lassen. Damit das Reichsschatzamt mehr Mittel erhält, darf man dem Geschäftsverkehr nicht Millionen entziehen. Die Anteilbesitzer haben ja nicht viel zu sagen; daß sie aber auf gute Dividende halten, ist ihnen nicht zu verargen. Ihr Gewinnanteil ist ohnehin viel geringer als der des Reiches; ohne zwingenden Grund brauchen sie sich durch eine Kapitalserhöhung die Dividendenchance nicht verschlechtern zu lassen. Daß sie schlechter würde, ist immerhin möglich; die Reichsbank, für die der Zinsfuß so große Bedeutung hat, ist in ihren Einnahmen beinahe noch mehr von der „Konjunktur“ abhängig als jedes andere Unternehmen. In Zeiten billigen Geldes ist da ein großes Kapital nicht leicht gut zu verzinsen. Die Anteilbesitzer könnten also schlechte Tage erleben. Die Reichsbank hat ihre höchsten Dividenden (10,48 und 10,96 Prozent) in den Jahren 1899 und 1900 bezahlt, als sie noch 120 Millionen Kapital hatte. Dann ging's herunter bis zu 5,47 Prozent; erst für 1906 sind wieder 8,22 Prozent verteilt worden. Das ergibt beim Kurs von 152 eine Verzinsung von 5½ Prozent; viel weniger dürfte man den Anteilbesitzern, die ihr Papier als Anlage betrachten, selbst bei anständiger Regelung des Bezugsrechtes kaum zumuthen.

Nötig ist die Kapitalserhöhung also nicht. Rühlich? Der Verkehr hätte keinen Vortheil davon; die Barmittel würden nicht vermehrt und die Krediterschwierigkeiten nicht vermindert. Der finanzielle Stand der Bank würde nicht verbessert und die Anteilbesitzer müßten mit einer Schmälerung der Dividenden rechnen. Weder der Nationalwirtschaft noch der Bank könnte die Erhöhung des Kapitals Nutzen bringen.

Kiautschou.*)

Sollen wir Kiautschou aufgeben? Man wirft mir in der deutschen Presse vor, ich hätte diese Frage gestellt, um Sensation zu machen.

Im vergangenen Frühjahr erschien, so viel ich mich erinnere, unmittelbar nach Erledigung des Kolonialrats im Reichstag, in der Königschen Zeitung ein kurzer Aufsatz über die Kosten unserer Kolonien; Kiautschou wurde darin ausdrücklich nicht als Kolonie gerechnet und mit ein paar Bemerkungen bedacht, die auf die Möglichkeit baldiger Rückgabe ziemlich unverblümt hinwiesen. Die Hamburger Nachrichten griffen die Aeußerung auf, verstanden sie im selben Sinn und wandten sich in einem „Kiautschou“ überschriebenen Leitartikel gegen Rückgabegedanken. Ungefähr um die selbe Zeit empfahl in den Preussischen Jahrbüchern Dr. Menge, ein Japankenner, sehr dringlich die Rückgabe Kiautschous an China. Nach diesen auffälligen Zeichen wandte ich mich an Berufspolitiker, um zu erfahren, ob man thatsächlich bei uns diese Absicht habe. Die Antworten lauteten resignirt: es sei schon das Beste, was man jetzt machen könne, das Pachtgebiet mit möglichstem Vortheil loszuwerden. Diese Gründe trieben mich, hier gegen die Rückgabe des Pachtgebietes einzutreten. Daß die Frage nicht mit den üblichen „patriotischen“ Phrasen abgethan werden konnte, hätte ich nicht, wenn ich mich an die Stelle eines Menschen zu setzen vermöge, der in der Sache wirken, also sein Möglichstes thun wollte, um die der Rückgabe günstige Stimmung zu beeinflussen. Da war ein deutliches Bild zu geben (das natürlich nur von meinem Standpunkt aus gesehen sein konnte) und jeder unbegründete Optimismus zu vermeiden. Es handelte sich darum, zu beweisen, daß, trotzdem die Erwerbung ein Fehler war und trotzdem die Verhältnisse heute noch ungünstiger liegen, wir falsch handeln würden, wenn wir das Pachtgebiet ohne Zwang weggäben. Ob es mir gelungen ist, diesen Beweis zu führen, mögen die Leser entscheiden.

Dem Berliner Börsencourier wurde aus „kolonialpolitischen Kreisen“ (Kiautschou untersteht bekanntlich als einzige Kolonie dem Reichsmarineamt) ein langer Artikel geschickt, in dem kein Wort davon steht, daß ich gegen eine Rückgabe eintrete. Der eben so weise wie ehrliche Verfasser sagt, ich habe den „Armutruf“ ausgestoßen, die Japaner bedrohten unsere Niederlassung und die Situation sei so unhaltbar geworden, daß man Unterhandlungen angeknüpft habe; und so weiter. Jeder Leser meines Artikels weiß, daß ich gesagt habe, es würde ein Fehler sein, wenn die Japaner sich Kiautschous bemächtigten, und deshalb brauche man daran nicht zu denken. Er weiß auch, daß ich nicht daran gedacht habe, Kiautschou die wirtschaftliche Bedeutung abzusprechen, sondern betonte: „Eine wirtschaftliche Zukunft hat das Pachtgebiet aber“. „Wirtschaftlich ist es eine Zukunftshoffnung“. „An und für sich, darüber ist heute kein Zweifel mehr möglich, war die Auswahl des Pachtgebietes vernünftig.“ Der Ausbau von Stadt und Hafen sei thatkräftig und flug gefördert worden. Der „kolonialpolitiker“ des Börsencouriers ignoriert das Alles und hält mir sogar den Aufsatz des Dr. Menge entgegen, der nicht an Japans Absicht auf Kiautschou glaube. Warum hat der Herr aber nicht gesagt, daß

*) Graf Reventlow hat am dritten August hier die Frage gestellt, ob das Deutsche Reich Kiautschou räumen solle; und hat sie verneint. Da Sinn und Absicht seines Aussages von Deuten, die allzu flüchtig lasen, entstellt worden ist, erdat er zur Abwehr das Wort.

Dr. Menge Kiautschou weggeben will? Ich habe ferner gesagt, der chinesische Hafen von Tschifu könnte ein gefährlicher Konkurrent Kiautschous werden, wenn er Bahnverbindung nach dem Innern und bessere Hafeneinrichtungen erhielte. Der Börsencourier sagt: „Direkt falsch aber ist der Versuch, Tschifu zum Schreckgespenst für Kiautschou zu machen“; und läßt meine einschränkende Bemerkung weg, von der der Sinn des ganzen Satzes abhängt. Wer unparteiisch ist, kann nicht verkennen, daß mir daran lag, durch Aufzählung der verschiedenen Häfen an der chinesischen Küste ein klares Bild zu geben, und daß der Vergleich mit Tschifu durchaus zu Gunsten des deutschen Pachtgebietes ausfiel. Daß der Handel von Tschifu in den letzten Jahren abgenommen hat, ändert hieran nicht das Geringste; wenn ich die Fortschritte Kiautschous nicht anerkannte, könnte ich es nicht für eine Zukunftshoffnung halten. Ich sagte ferner: „Auf allen Seiten unangenehm zu überraschen, war ein unbegreiflicher Fehler“ (also nicht die Erwerbung Kiautschous an sich, sondern die Verzümmnis, sich vorher einverstandene Bundesgenossen im Fernen Osten dafür zu schaffen); „ein unbegreiflicher, denn die Stellung im Osten war von einem isolierten Deutschland ja nicht zu halten.“ Der Kolonialpolitiker sagt dazu: „Die Erwerbung Kiautschous war nach Redentlow ein unbegreiflicher Fehler“; und fährt fort: „Diese Weisheit klingt nach zehn Jahren wahrhaft überwältigend; mußte etwa Graf Redentlow vor zehn Jahren von Deutschlands Isolierung im Jahr 1907?“ Weiß der weise und ehrliche Mann nicht, daß das Wort „isolierten“ sich auf die damalige politische Lage beziehen muß? Das dürfte genügen. Ein ähnliches, allzu ähnliches Elaborat hat die Weferzeitung veröffentlicht; da wird nur noch der moralische Schluß hinzugefügt: „Mit dem Gehändnis, die erzwungene Aufgabe Kiautschous würde eine Erbitterung schaffen, die man brauchen könne, hat Graf Ernst zu Redentlow für jeden national empfindenden und wirkenden Deutschen seine politischen Bestrebungen selbst gerichtet.“ Ich gebe diese Bemerkung nur wieder, weil sie in vollendeter Weise die bei uns übliche Heuchelei der Politik des frommen Kindergemüthes zum Ausdruck bringt. Sich der Volksstimmung zu politischen Zwecken zu bedienen, ist freilich etwas ganz Kuchloses und Unerhörtes, zumal, wenn ein feindlicher Gewaltakt sie hervorruft; entsetzlich. Wohl nur bei freisinnigen Wahlparolen ist Solches moralisch zu rechtfertigen. Hiemlich klar ist doch, daß, wenn das Ausland die Ueberzeugung gewinnt, Deutschland werde die gewaltsame Wegnahme Kiautschous nicht ruhig dulden, die Wahrscheinlichkeit solcher Wegnahme geringer wird. Eben so kindlich ist, wenn man mir vorhält, ich habe mit Rücksicht auf das Ausland unzulässige Dinge gesagt. Das Ausland ist besser orientirt als unsere „Oeffentlichkeit“; jedenfalls konnte durch meine Darstellung nichts Schädliches bewirkt werden; sie konnte auch nicht anders sein, wenn sie auf die Oeffentliche Meinung Deutschlands wirken sollte. Unwahr ist die Angabe, Times und Vorwärts hätten mich gelobt; wäre sie wahr, so fielen auf diese Blätter ein gutes Licht, kein schlechtes auf mich. Die Behauptung, man habe nie an starke Befestigung Kiautschous gedacht, stimmt nicht. Charakteristisch ist in den Artikeln das überaus eifrige Bestreben, mich persönlich zu diskreditiren und mir die Urtheilsfähigkeit in maritimen Dingen (Kiautschou ist das Thema und Kiautschou wird von der Marine verwaltet) abzuspochen. Dies Vergnügen sei den Herren gegdant. Mit tiefer Beschämung gebe ich zu, daß ich als Oberleutenant meinen Abschied genommen habe.

Charlottenburg.

Graf Ernst zu Redentlow.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kuxenabteilung
Abteilung für
Actien ohne
Börsonenotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditirt von H. Oppenheimer jr., Hannover.
Essener Niederlassung: Münzschmeier & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte, Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa. 4120, 4121, 4122 Essen 30, 313, 1063 Hannover 55, 2045, 2024.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

	Kauf. %	Verk. %		Kauf. %	Verk. %
(junt. Vorb.)			(junt. Vorb.)		
Afrikanische Compagnie	105	110	„Meana“ Pflanzungsges., A.-G.	—	85
Borneo-Kautschuk-Compagnie.....	—	18	Molliwe Pflanzungsgesellschaft	79	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft.....	110	120	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	92	99
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges.	10	15	Salata Samoa-Gesellschaft	—	100
Deutsch Ostafrik. Ges. SE-Ant.	98	101	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	98
do. Vorz.-Ant.	99	102	Usambara-Kaffeebauers., St.-Ant.	—	34
Deutsche Hül.-u. Plant.-Ges. d. S.-I.	212	217	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-		
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	186	—	schaft „Bibundi“, St.-Ant.	70	76
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	—	60	do. Vorz.-Ant.	101	—
Jaluit-Gesellschaft.....	325	360	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-		
Kamerun-Kautschuk-Compagnie ..	—	99	„Victoria“ Anteile.....	123	128

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionisfrei** ab. Abgeschlossen 30. August 1907.

JEDEN DONNERSTAG ERSCHEINT

MORGEN

WOCHENSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTUR

HERAUSGEGEBEN VON WERNER SOMBART, RICHARD STRAUSS,
RICHARD MÜTHER, GEORG BRANDES, H. V. HOFMANNSTHAL.

DAS HEFT 50 PF.

QUARTALSABONNEMENT 6 M.

MARQUARDT & Co., Verlag, BERLIN W. 50, EISLEBENERSTR. 14.

GOERZ- ANSCHÜTZ- KLAPP-KAMERA „ANGO“

Objektiv: Goerz Doppel-Anastigmat.

Objektiv:
Goerz
Doppel-Anastigmat.



Universalapparat
für Fachleute und
Amateure.

Leicht, stabil, kompensiös und elegant.

Neues Modell.

Von aussen verstellbarer, geschlossen aufziehender Schlitzverschluss für Zeit-,
Ball- und Momentaufnahmen (bis $\frac{1}{1000}$ Sekunde). Mit Tele-Einrichtung für Fern-
aufnahmen geeignet.

Kataloge kostenfrei. Bezugs durch alle photographischen Handlungen oder durch

OPTISCHE ANSTALT **C. P. GOERZ** AKTIEN-GESELLSCHAFT
BERLIN-FRIEDENAU 56

London

Paris

New York

Chicago

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, d. 6./9. **Der Gott der Rache.**
 Sonnabend, d. 7./9. **Das Wintermärchen**
 Sonntag, d. 8./9. **Der Kaufmann v. Venedig**
 Montag, d. 9./9. **Robert und Bertram**

Kammerspiele.

Freitag, d. 6./9. 8 U. **Erdgeist**
 Sonnabend, d. 7./9. 8 U. **Frl. Julie**
 Sonntag, d. 8./9. 8 U. **Gyges u. s. Ring**
 Montag, d. 9./9. 8 U. **Frühlings Erwachen**
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Cabaret Unter den Linden 22.
 Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Freitag, den 6./9. 8 Uhr Zum 1. Male.

Ueber den Wassern

Drama in 3 Acten von Georg Engel.
 (Erstes Auftreten von Jenny Reingruber)
 Folgende Tage: **Ueber den Wassern**

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
 in 8 Bildern von Julius Freund.
 Musik von Victor Holländer.
 Bender. Bella Frankho
 Joseph. Georg Kaiser
 Phila Wolff.

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung. Direktion: Richard Zernik
 Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
 neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus

Freitag, den 6., Sonnabend, den 7.
und Sonntag, den 8./9. 8 Uhr. **Herthas Hochzeit.**

Montag, den 9./9.
7½ Uhr. **Alt-Heidelberg.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Gebr. Herrfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

Die Anton und Donat „Madame Wig-Wag“, Operetten-Burleske.
Herrfeldsche Novität „Madame Wig-Wag“, Musik von L. Ital.

Dazu die Separé-Affäre: Es lebe das Nachtleben!
mit den Autoren Anton und Donat Herrfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 6./9. 8 U. **Vater u. Sohn**
Sonnabend, den 7. u. Sonntag, den 8./9. 8 U.

Die Stimme der Unmündigen

Sonntag, d. 8./9. Nachm. 3 U. **Nachtasyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Eine
wissenschaftliche Zeitschrift

auf den Grenzgebieten der Biologie
und Gesellschaftswissenschaft,
deren hohe Bedeutung in weiten Kreisen an-
erkannt wurde, sucht zur Erweiterung ihres
Umfangs und zur Herausgabe von Buch-
werken aus dem Gebiet der Zeitschrift
einen weiteren

Mitherausgeber,

der in einem biologischen (anthropo-
logischen, medizinischen) oder
soziologischen (nationalökonom.) Gebiet
wissenschaftlich mit Erfolg gearbeitet hat und
sich an dem Unternehmen mit Kapital be-
teiligen kann. Offerten unter L. R. 2061 an
den „Verlag der Zukunft“ Berlin SW. 48.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 6., Sonnabend, den 7., Sonntag,
den 8. und Montag, den 9./9. Abds. 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, den 8./9. Nachm. 3 Uhr

Sein Alibi.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Autodidakt,

gesetzter Mann, Mitte dreissig, literarisch, po-
litisch, kunst- u. volkswissenschaftl. gebild.,
sucht irgend eine Anstellung als Sekretär,
Bibliothekar, Redakteur, Mitarbeiter, Statistiker
etc. H. R. 25, postlagernd Charlottenburg L.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums mit wundervollem
Orgelton Katalog gratis.
Aloys Maier, Hollis'erant, **Fulda**.
Illustrierte Prospekte auch über den
neuen Spielapparat „**Harmonista**“. ☒
mit dem Jedermann ohne Notenkennt-
nisse sof. 4st. Harmonium spielen kann.

Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke,
Fettsüchtige Abgemagerte etc.

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borst. 9

In 4. Auflage 1906 erschien:
Der Marquis de Sade
und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhds. m. bes. Bezieh. a. d. Lehre v. d.

Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dührer.

573 S. Eleg. br. M. 10, —, Leinwbd. M. 11,50.
Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Unterricht üb.
Venus-u. Phalluskult, Bordelle, Nonsos, Theleia,
Päderastie u. and. geschlechtl. Ausschweifgen.
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 435 Seit.
Eleg. br. M. 6, —, Leinwbd. M. 7,50. Prospekt
u. Verzeich. üb. kultur- u. sittengeschl. Werke grat. frank.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Photograph.
Apparate

Projektions-Apparate
Goerz - Trilöder - Binocles
Ferngläser — Operngläser

Bequeme Monatsraten
Katalog P kostenfrei.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 (f. Deutschland)
Bodenbach 1/B. 1 (f. Oesterreich)

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
 Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart.** Gegründet 1875
 Unter Garantie der Stuttgarter Mt- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft
Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.
 Gesamtversicherungsstand: 7-0000 Versicherungen.
 Zugang monatlich 6000 Mitglieder.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung. Prospekte und Versicherungsbedingungen,
 sowie Antragsformulare kostenfrei.
 Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

*Vertreter
überall gesucht.*

*Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,*

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sonst am Hersteller Dr. DOLEMAN KLOPFER, Dresden-Leubitz.
Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Schockethal

in Cassel-Naumb. Markt, f. zentral. Köln, Gr. Erlang, Eng-
nische Lage, Post, Tel. 101 Amt Cassel, Dr. Schaausloffel

Meinungen

Bettenzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Dr. Ziegelroth's

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wanneseebahn.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Firma Carl Zeiss in Jena betr.

Zeiss-Feldstecher (Neue Modelle).

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gericht. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Cover: Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pösch gegen 25 Pf. frei. **Gustav Engel,** Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Sanatorium für Nervenranke und Erziehungs-kuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Besondere

- 1) Luft- und Sonnenbad. 2) Behandlung Fettleibiger und Zuckerkranker. 3) A-B-C für junge Mütter. 4) Kochbuch des Sanatoriums. Zu beziehen durch das Büro von

Ein gutes haltbares
Löschpapier

Das nicht zerfetzt, nicht stäubt
und brillant löscht, ist ein
Gegenstand für Ihren täg-
lichen Gebrauch.

Ein Versuch überzeugt Sie, daß

zur
„Silk Blotting“

das beste Löschpapier Sie in
jeder Beziehung befriedigen
kann.

In einfacher und doppelter Dicke in
über 2000 Papierhandlungen
(einzelner Bogen 10 S.) erhältlich
Jeder Bogen trägt am Rande in
Blinddruck die Worte:

„Silk Blotting.“

Weisen Sie Nachahmungen zurück.

Für Geschäftszwecke unvergleichlich.



MALVTENSILIEN

Oel-, Aquarell- und Temperafarben
in den bekanntesten Marken

Münchener, Leipziger und Brüsseler
Malleinen — Aquarellmalkasten

Oelmalkasten — Feldstaffeleien

Feldstühle — Malschirme — Zeichen-
und Pauspapiere in Bogen und Rollen

Engl. Whatmanpapiere

KAVFHAVS 
DES WESTENS 

G.M.D.M.

D.C.M.

Original
Haase-Bier
 Breslau

Niederlage Berlin:
 Schlesischestrasse 28.

Die

Deutsche Nafta-Gesellschaft

mit beschränkter Haftung

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher Amt VI, No. 1906 u. 1907

empfiehlt die von ihr neu geschaffenen und notierten

== Nafta-Brutto-Certificate ==

über grundbuchlich eingetragene Brutto-Gewinnbeteiligung an erstklassigen, bereits fündigen Naftawerken Ost-Galiziens-Tustanowice. Die sofort monatlich zahlbaren Erträge — bis 300 Mark im Monat pro Certificat — ermöglichen

schnellste Amortisation in 5—8 Monaten
 und sichern langandauernde aussergewöhnlich hohe Gewinne.

! Frei von jeder Nachzahlung !

Preis pro Certificat M. 600—1800.—

Gewissenhafter Rat in allen Nafta-Angelegenheiten
 kostenlos und bereitwilligst.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entzehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All Komfort, Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Salzbrunner | Seit 1601
Oberbrunnen | medicinisch bekannt.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Magen- und Darmkalarrh, Leberkrankheiten, Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Diabètes.

Versand der Herzoglichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn.



Furbach & Striebold
 Bad Salzbrunn VSchl.

Energisch

Kaufhaus v. Kottwitz

durch rationellen Genuß der verdauenden Nervenkräfte, durch angemessene Stärkung des Geistes bei ganzen Anstrengungen, des Zentralhirns! Können Sie sich müde und abgepannt? Können Sie zur Gedächtnis im Sinne? Können Sie sich weniger energisch und willenskräftig als früher? Sind Sie (besonders des Morgens!) verärgert, reizbar, nervös, empfindlich gegen Veräufte, Gerüche usw.? Leiden Sie an Schlaflosigkeit? Träumen Sie oft von Ihrer täglichen Arbeit? Sind Sie aufgeregt? Leiden Sie öfter an Schwindel, Schläfrigkeit vor den Augen, Müdigkeit in Händen und Füßen, Mühsamkeiten, Kopfschmerzen, Schwindel, Angstgefühlen, Schwindel, nervösem Magen- und Darmstörungen, Hautausschlag, Schweißausbrüche, Schmerzen im Rücken, Können Sie bei den Krämpfen? Spüren Sie öfter ein dumpfes Prickeln im Kopfe? Leiden Sie an irgendwelchen Schwächezuständen oder abnormen Empfindungen? Kurz, sind Sie in höherem oder geringerem Maße nervös?

Wenn das der Fall sein sollte, wenn einige der obigen Symptome bei Ihnen vorhanden sind, so ist es höchste Zeit, daß Sie etwas Wirksames zur Bekämpfung und Kräftigung Ihres Nervensystems tun, das es möglich gestattet wird!

Die Ursache Ihres Unbehagens kann in Überarbeitung, in gesundheitswidriger Lebensweise, übertriebenem Genuß, Mißbrauch von Tabak, Koffee usw., in arbeitslosem Genuß, Aufregungen aller Art, aber auch in einer angeborenen Disposition zu Nervenleiden liegen. Wie bei Menschen bei anstrengender Arbeit Genuß verabsäumen, welches rechtzeitig nicht werden muß, so verabsäumt das Nervensystem, dessen wichtigste Teile Gehirn und Rückenmark sind, andere Stoffe, vor allem das Verzin, eine organische Phosphorverbindung. Diese Stoffe sind in kognitiver, leicht aufnahmefähiger Form vorhanden in Dr. med. Hermanns Nervenkur (Nervenanregung), deren vorzügliche, nun zahlreichen Wertungen und Preise begünstigt ausgezeichnete Wirkung bei nervösen Schwächezuständen aller Art damit hinreichend ersichtlich wird. Sie können sich von der unzweifelhaft sicheren und schonenden Wirkung dieses ausgezeichneten Stärkungsmittels überzeugen. Schreiben Sie was und Kräftigungsmittel sofort und **ohne Kosten für Sie** eine Portion, was wir senden

portofrei eine **Gratisprobe!** Sie sollen nicht kaufen, um wissen zu können, sondern Sie sollen prüfen können, ob Sie kaufen

Es ist selten und kommt seltenes Mittel wie unseres hat eine solche Wirkung nicht zu finden! Sie garantieren, daß Dr. Hermanns Nervenkur ein einziges Heilmittel aller Nervenschwächungsmittel enthält, sondern nur solche Stoffe, die in der Nervenanregung nicht enthalten sind. Schreiben sofort an uns, Postkarte genügt, und adressieren Sie

Dr. med. Karl Hartmann, G. m. b. H., Berlin L. 40.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Waldemar Stahknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse
(Büsten, Figuren, Wanddekorationen, Fayence, Majolika, Terrakotta)
Spezialität:

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel

Patinierte, geschliff. Fonds. Pol. plast. Goldornamente.
Wasserdicht! Dauerhaft!

Neue Dekore: **Getrieben Kupfer und Eisen.**
Erhältlich in den Luxusgeschäften, „wenn nicht“ auch direkt.



Eheschliessung in England!

Krafts Führer d. betr. Gesetze u. Ratgeber für Reflekt. 1,50 M. durch alle Buchhandlungen.
Brook & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.
Diätel. Kuren nach Schroh.



Deutsche Seemanns- Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelustiger Knaben.
Prosp. durch die Direktion.

Schriftsteller

||| Bekannter Verlag über. lilter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günst. Beding.
Off. unt. J. 205, am Hans-
stein & Vogler A-G, Leipzig.

Kein Kranker und Nervenschwacher
lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Mosczimskyst. 6.

Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder
seine Kur im eigenen Heim ohne Berufs-
störung machen kann. Prospekte über Selbst-
behandlungsapparate gratis und franco. Gross-
artige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Teppiche

Fruchstücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis
500 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-
stoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, 158
Oranienstr. **Emil Lefèvre.**
(600 Illstr.)
grat u. fr.

Original Englische Arbeit

MURATT'S
HIGH CLASS
CIGARETTES

Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreibberbau.
Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische, Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
eingerichtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Hartzen, dirig. Arzt oder
Administration in Berlin S.-W.,
Möckernstr. 118.

Allgemeine Ausstellung für Büro-Bedarf Ausstellungshalle am Zoolog. Garten Berlin, 5. bis 20. Oktober 1907

Es kommen zur Ausstellung:

Gruppe I. Mechanische zeit- ersparende Hilfsmittel.

- Klasse 1 Schreibmaschinen.
 „ 2. Rechen- und Addier-
 maschinen.
 „ 3. Vervielfältigungs-
 apparate.
 „ 4. Kopiermaschinen.
 „ 5. Sprechmaschinen.
 „ 6. Stenographier-
 maschinen.
 „ 7. Telephonapparate.

Gruppe II.

Zubehörteile für die in Gruppe I benannten Klassen.

- Klasse 1. Farbbänder.
 „ 2. Kohlepapiere.
 „ 3. Vervielfältigungsfar-
 ben, Wachspapier und
 ähnliche Artikel.
 „ 4. Schreibmaschinen-
 Vervielfältigungs- u.
 Kopierpapiere.
 „ 5. Walzen für Sprech-
 maschinen.

Gruppe III.

Büromöbel u. Büroausstattung.

- Klasse 1. Schreibtische, Stühle,
 Registraturschränke
 und Kästen, Akten-
 ständer, Barrieren,
 Abteilungswände, Te-
 lephonzellen, Tische,
 Schränke usw.

- Klasse 2. Beleuchtungsgegen-
 stände, Ventilatoren,
 Linoleum, Teppiche,
 Vorhänge, u. sonstige
 Ausstattungsentensilien.
 „ 3. Geldschränke,
 Kassetten.

Gruppe IV. Bürobedarfsartikel.

- Klasse 1. Schreibutensilien.
 „ 2. Geschäftsbücher.
 „ 2. Tinten und andere
 chemische Produkte.

Gruppe V.

Technische Bürohilfsmittel.

Gruppe VI. Kartenregistrator, Statistik, Organisation.

Gruppe VII. Beförderungsmittel, Bekleidung.

Gruppe VIII.

Kollektiv-Ausstellungen.

- Klasse 1. Das kaufmännische
 Büro.
 „ 2. Das technische Büro.

Gruppe IX.

Stenographie, Handelswissen- schaft, Handelsschulwesen.

Gruppe X.

Literatur für das gesamte Aus- stellungsgelände.

Ausführliche Prospekte, Ausstellungspläne usw. versendet

Der Arbeitsausschuss.

(Offizielles Büro: Berlin W 15, Joachimsthalerstr. 45, Portal I.) Tel. VI, 8164.